

2 Die theoretischen Ansätze

Ziel der folgenden Abschnitte ist es, ein Bild der theoretischen Grundgedanken der untersuchten Akteure zu entwerfen. Hierzu wird zunächst das jeweilige und sich wandelnde Wissenschaftsverständnis von von Luschan und Thilenius skizziert werden, um dann nacheinander deren kultur- und rassentheoretische Ansätze zu skizzieren.¹ Dazu werden zunächst jeweils die Theorien vorgestellt, die für die Akteure fundamental waren (ohne allerdings eine vollständige Präsentation der Theorien der Zeit zu bieten)², worauf deren eigene Forschungsfragen und -ansätze, die sie während ihrer Laufbahn entworfen oder verworfen, vertreten oder kritisiert haben, jeweils kontextbezogen vorgestellt werden sollen. Die Ergebnisse dieses Abschnittes sollen dann später mit den konzeptionellen und inhaltlichen Schwerpunkten ihrer jeweiligen Arbeiten in den Institutionen Museum und Universität verschränkt werden.

-
- 1 Die Aufteilung in kultur- und rassentheoretische Ansätze wurde vorgenommen, um diese vergleichende Darstellung schreib- und lesbar zu machen. Hier wurde also aus technischen Gründen eine Trennung von Positionen vorgenommen, die die behandelten Akteure vermutlich selber nicht gezogen hätten.
 - 2 So wird z.B. auf die Theorie des Funktionalismus, die in den 1920er durch Arbeiten von Bronislaw Malinowski (1844-1941) und Reginald Radcliffe-Brown (1881-1955) aufkam und „Kultur“ primär als eine Bedürfnisbefriedigung interpretierte, kein weiterer Bezug genommen, da sie weder für von Luschan noch für Thilenius und ihre Theorien Bedeutung erlangt hatte.

2.1 Von Luschans und Thilenius' Disziplinverständnis der Völkerkunde und Anthropologie

Die Perspektive von von Luschan

Das Aufgabengebiet der Völkerkunde definierte von Luschan 1902 wie folgt: „Völkerkunde im weitesten Sinne umfasst die ganze Menschheit von dem ersten Auftreten menschlicher oder menschenähnlicher Wesen bis auf den heutigen Tag.“³ Und er betonte deren Interdisziplinarität:

„Sprachliche, technische, zoologische, botanische, anatomische und biologische sowie rechtswissenschaftliche und soziologische Untersuchungen gehören in so ausgedehntem Maße zu unserem täglichen Arbeitszeug, dass es wohl überhaupt keine andere wissenschaftliche Disziplin gibt, die so zahlreiche und so innige Beziehungen zu anderen Wissenschaften hat wie gerade die Völkerkunde.“⁴

Dabei hob er besonders die Bedeutung der vergleichenden Sprachforschung hervor.⁵ Allerdings wurde der Begriff der Völkerkunde von von Luschan relativ abstrakt und nur als eine Art Oberbegriff gesehen, denn: „Im engeren Sinne des Wortes gliedert sie sich in drei Forschungsgebiete: Ethnographie, Anthropologie und Prähistorie.“⁶ – Was im allgemeinen also als Völkerkunde gesehen wurde, präzisierte von Luschan mit dem Begriff der Ethnographie.

Ethnographische Aspekte definierte von Luschan dabei 1898, als er sich in Bezug auf eben solche Beobachtungen für die Nutzung einer vom Berliner Völkerkundemuseum herausgegebenen sogenannten „Instruktion“ aussprach: Zunächst müssten dafür die geographischen und statistischen Daten erstellt werden. Dann werde „[...] das Wohnhaus, die Dorfanlage und die Hauseinrichtung behandelt; dann die Apparate zur Herstellung von Feuer, der Herd, das Kochgeschirr, die Löffel, die Nahrung, die Mahlzeiten, die Handmühlen und die Lampen und Fackeln u.s.w.“⁷ Die Beschreibung von Schmuckgegenständen, Frisuren etc. sollten hierauf folgen, um letztlich zur Schilderung von Viehzucht und

3 Felix von Luschan, Ziele und Wege der Völkerkunde in den deutschen Schutzgebieten, in: Verhandlungen des Deutschen Kolonalkongresses (1902), S. 163.

4 Ebd., S. 165.

5 Ebd.

6 Ebd., S. 163.

7 Felix von Luschan, Beiträge zur Ethnographie des abflusslosen Gebiets von Deutsch-Ost-Afrika, in: C. Waldemar Werther (Hg.), Die mittleren Hochländer des nördlichen Deutsch-Ostafrika, Berlin 1898, S. 324.

Ackerbau, Genussmitteln, Spielen, Musikinstrumenten, Transportmitteln und -wegen, Maßen und Gewichten, Metallbearbeitungen, militärischen und politischen Einrichtungen sowie der Stellung der Frau etc. überzugehen.⁸ Die Anthropologie beschäftigte sich seiner Meinung nach verstärkt mit dem Alter der Menschheit. Ferner gehöre zu ihren „[...] allerwichtigsten und dringendsten Aufgaben die Untersuchung der Stellung der einzelnen Menschenrassen zueinander [...]“⁹

Praktisch behandelte von Luschan ethnographische Erkenntnisse z.B. 1919 in seinen Beiträgen zu den Benin-Sammlungen.¹⁰ Regelmäßig beschäftigte er sich in seinen Publikationen auch mit rein anthropologischen Themen, wie z.B. der Schädel-Sammlung von Arthur Baessler.¹¹ Dennoch war die Abgrenzung der Disziplinen der Ethnographie und der Anthropologie für von Luschan ein untergeordnetes Thema. Denn: „Nur im engsten Zusammenarbeiten von Ethnographie und physischer Anthropologie werden die grossen Fragen zu lösen sein, die uns gegenwärtig beschäftigen.“¹² Gemeinsames Ziel dieser Disziplinen sei es:

„[...] zu erforschen, wie, wo und wann die späteren und die heute noch lebenden Rassen und Völker entstanden sind, wie sie leben und streben, wie sie sich zu ihren Nachbarn verhalten, und welche Schlüsse aus der Vergangenheit des menschlichen Geschlechtes auf seine Zukunft gezogen werden können. Das ist das grosse Arbeitsfeld für die vielen anthropologischen und ethnographischen Gesellschaften und Museen, die in den letzten Decennien entstanden sind.“¹³

8 Von Luschan, Beiträge 1898, S. 324.

9 Felix von Luschan, Die gegenwärtigen Aufgaben der Anthropologie, in: Verhandlungen der Gesellschaft deutscher Naturforscher und Ärzte 2 (1910), S. 203. Zumindest in der Theorie sei die Anthropologie eine anerkannte akademische Disziplin. Allerdings habe sie in der Praxis oft noch eine „Aschenbrödelstellung“; wobei er einräumte: „Ihre einzigen Feinde sind die Dilettanten in ihren eigenen Reihen.“ Siehe dazu: ders., Das Wurffholz in Neu-Holland und in Oceanien, in: Festschrift für A. Bastian zum 70. Geburtstag am 26. Juni 1896, Berlin 1896, S. 154; ders., Die Wichtigkeit des Zusammenarbeiten der Ethnographie und der somatischen Anthropologie mit der Prähistorie, in: Correspondenzblatt der Deutschen Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte 43 (1912), S. 53f.

10 Felix von Luschan, Die Karl Knorrsche Sammlung von Benin-Altertümern im Museum für Länder- und Völkerkunde in Stuttgart, Stuttgart 1901; ders., Über Benin-Alterthümer, in: Zeitschrift für Ethnologie 48 (1916), S. 307-327; ders., Die Alterthümer von Benin, Bd. 1-3, Berlin 1919.

11 Felix von Luschan, Sammlung Baessler, Schädel von Polynesischen Inseln, in: Veröffentlichungen aus dem Königlichen Museum für Völkerkunde, Berlin 1907.

12 Von Luschan, Wurffholz 1896, S. 155.

13 Von Luschan, Ziele und Wege der Völkerkunde, 1902, S. 163.

Beide Disziplinen waren für ihn gleichberechtigt, was sich z.B. daran zeigt, wie er in der Praxis ethnographische und anthropologische Untersuchungen gleichrangig nebeneinander stellte. So sind in seiner Monographie „Beiträge zur Völkerkunde der deutschen Schutzgebiete“ von 1897 ebenso völkerkundliche wie auch anthropologische Aussagen zu finden.¹⁴ Auch der Abbildungsteil des Bandes wurde in dieser Doppelung gestaltet: Zunächst wurden auf 20 Tafeln jeweils mehrere Fotos von Frauen und Männern untergebracht: Menschen aus den kolonisierten Territorien, die 1896 auf der Kolonialausstellung in Berlin-Treptow exponiert worden waren. Die Abgebildeten waren von vorne und von der Seite aufgenommen und vermessen worden; die Tafeln wurden mit Bildunterschriften wie „Togo-Männer: J.C. Bruce, Me-meno, Teté“; „Togo-Frauen: Yaga, Doko, Koukoe“; „Kamerun-Männer: Jonas Abue, Rudolf, Bismarck Bell“ etc. versehen. Dazu wurden Vermessungsstatistiken abgedruckt. (Siehe hierzu auch die Abbildungen 20 bis 22 im Abschnitt 3.4 über die anthropologischen Forschungen von von Luschans) Diesen physiologischen Fixierungen folgten dann noch 28 Tafeln, auf denen völkerkundliche Gegenstände wie Speere, Keile, Beile, Schiffe, Grabsteine etc. in Form von Zeichnungen und Fotos dargeboten wurden.¹⁵ Auch in seinem Beitrag für die 1896 publizierte Festschrift zu Adolf Bastians 70. Geburtstag, in der er sich mit der eigentlich ethnologischen Untersuchung des Wurfholzes in „Neu-Holland“ und „Oceanien“ beschäftigte, verwies er u.a. auf anthropologische Erkenntnisse, als es um die Frage der Lokalisierung ihres Ursprungs und ihres Verhältnisses untereinander ging.¹⁶

Während und nach der Zeit des Ersten Weltkrieges beantwortete Luschans ethnologische Fragestellungen zunehmend mit anthropologischen Mitteln, wie sich dies bereits im Titel der folgenden Publikation von 1917 ausdrückt: „Kriegsgefangene: ein Beitrag zur Völkerkunde im Weltkrieg; Einführung in die Grundzüge der Anthropologie“.¹⁷ Am Ende seiner Forschungszeit war es von Luschans primäres Ziel, die Beziehungen der einzelnen Völker untereinander zu untersuchen. Fragen des „warum, weshalb, wieso, wozu“ hätten sich seiner Meinung nach vor allem auch aufgrund des Einflusses durch die Völkerkunde zu der Frage

14 Felix von Luschans, Beiträge zur Völkerkunde der deutschen Schutzgebiete, Berlin 1897, S. 4.

15 Bei einigen Tafeln findet sich der Hinweis, dass Karl Weule sie bearbeitet hätte.

16 Von Luschans, Wurfholz, S. 154f.

17 Felix von Luschans, Kriegsgefangene: ein Beitrag zur Völkerkunde im Weltkrieg; Einführung in die Grundzüge der Anthropologie, Berlin 1917.

nach dem „woher“ entwickelt.¹⁸ Zudem würde er seit Jahren um die Beantwortung folgender Fragen gebeten werden: „[...] nach den Vorfahren des Menschen, nach dem Alter der Neandertalrasse, nach der wahren Herkunft oder nach der ‚unheimlichen Vermehrung‘ der Juden, nach der wirklichen Zahl der Rassen, nach dem Werte reiner Typen oder nach der Minderwertigkeit der Mischlinge, nach dem übeln Einfluß von Rassenkreuzung, nach der Zunahme von Mischehen usw.“¹⁹ – Offensichtlich waren hier anthropologische Untersuchungen gewünscht. Ungeklärt ließ er allerdings, wer diese Fragen an ihn richtete. Denkbar ist daher auch, dass es sich hier um eine rhetorische Wendung zur Skizzierung seiner eigenen Forschungsschwerpunkte handelte.

Für von Luschan war die Wissenschaft grundsätzlich Selbstzweck, doch stufte er ihre Bedeutung noch höher ein, wenn sie den Interessen des Staates diente:²⁰

„Der wachsende Ernst der sozialen Probleme öffnet die Augen über Unfruchtbare, Entartetes, Totes, das auch dem Betriebe von Wissenschaft anhaftet. Das vornehme Einsiedlertum eines in höchster Ausbildung der Persönlichkeit befriedigten Geisteslebens ist anderen Idealen gewichen: Nicht in Abkehr von der Gegenwart, sondern als lebendige Glieder der Nation, als verantwortliche Diener des Staates fühlen wir uns glücklich und halten dafür, daß die Wissenschaft zu ihrer höchsten Würde gelange, wo sie in Erfüllung ihrer eigensten Aufgabe dem Kaiser gibt, was des Kaisers, und dem Volke, was des Volkes ist.“²¹

In diesem Sinne prophezeite er, dass alle europäischen Beamte in den Kolonialgebieten scheitern würden, wenn sie sich nicht mit der Völkerkunde beschäftigen würden. Seiner Meinung nach sollte die Völkerkunde Kolonialbeamte ausbilden, denn die „Eingeborenen“ seien das „wichtigste Landesprodukt“, das studiert werden müsse.²² Auch seien zur Er-

18 Felix von Luschan, Völker, Rassen, Sprachen: anthropologische Betrachtungen von von Luschan mit vielen Abbildungen, Berlin 1927, S. 13f.

19 Ebd., S. 7. Zu musealen Fragen, dies sei hier nur kurz im Vergleich zu Thilenius angemerkt, verfasste von Luschan nur wenige Beiträge. Siehe dazu: Felix von Luschan, Ziele und Wege eines modernen Museums für Völkerkunde, in: Globus 88 (1905), S. 238-240.

20 Von Luschan, Die Wichtigkeit 1912, S. 55.

21 Ebd., S. 56.

22 Felix von Luschan, Bericht über eine Reise in Südafrika, in: Zeitschrift für Ethnologie 38 (1906), S. 893ff. Zudem führte er aus, dass die Macht der „Eingeborenen“ steige. In diesem Zusammenhang berichtete er von sozialen Bewegungen in den Kolonialgebieten. Außerdem schlug er für „Buschmänner“, die er vom Aussterben bedroht seien, die Einrichtung eines Reservates vor.

schließung neuer Gebiete die Kenntnis über die „Eingeborenen“ notwendig, denn: „Wissen ist Macht“.²³ Auch die angewandte oder soziale Anthropologie, die nach ihm aus einem interdisziplinären Zusammenspiel hervorging und dementsprechend auch so ausgerichtet war, hatte für ihn eine direkte politische Funktionalität:

„Ebenso wie die physische, so bewegt sich erst recht die angewandte oder soziale Anthropologie vielfach auf Grenzgebieten: Medizin und Hygiene, Rechtspflege und Verwaltung, Statistik und Demographie, physische Anthropologie und Völkerkunde – alle diese Disziplinen tragen gemeinsam zu dem Aufbau dieser neuen Wissenschaft bei, die nicht nur das denkbar größte theoretische Interesse hat, sondern auch unmittelbare praktische Bedeutung. Sie beschäftigt sich mit zahlreichen Fragen, die das Wohl und Wehe eines Volkes, einer Nation, der ganzen Menschheit betreffen. Vor allem untersucht sie im Sinne der modernen Rassenhygiene und Eugenik die Probleme der großen Volkskrankheiten, der Tuberkulose, der Trunksucht und der Syphilis. Sie beschäftigt sich ferner mit den Gesetzen der Vererbung und mit den Rechten und Pflichten der Gesellschaft und des Staates gegenüber dem Verbrecher.“²⁴

Dem weiter oben erwähnten Wunsch von von Luschan nach einem übergreifenden Forschungsziel der verschiedenen Disziplinen entsprach das Bedürfnis nach einer Systematisierung und gemeinsamen Methodik der Arbeit.²⁵ Sich von den früheren Reiseberichten abgrenzend, in denen die Untersuchungsobjekte meist in impressionistischem Stil beschrieben wurden, sollten die Wissenschaftler nun planmäßig vor Ort forschen – und damit auch eine Distanz zu den zu beschreibenden Objekten bewahren, was wiederum die Wissenschaftlichkeit der Untersuchung unterstreichen sollte.²⁶

23 Von Luschan, Ziele und Wege der Völkerkunde 1902, S. 171.

24 Dieser Abschnitt taucht in zwei Publikationen von von Luschan auf: Felix von Luschan, Angewandte Anthropologie im akademischen Unterricht, in: Correspondenzblatt der Deutschen Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte 41 (1910), S. 100f. sowie ders., Die Wichtigkeit 1912, S. 54.

25 Von Luschan, Beiträge 1898, S. 324.

26 Zu Reiseberichten siehe u.a.: Urs Bitterli, Auch Amerikaner sind Menschen. Das Erscheinungsbild des Indianers in Reiseberichten und kultur-historischen Darstellungen vom 16. zum 18. Jahrhundert, in: Gunter Mann/Franz Dumont (Hg.), Die Natur des Menschen. Probleme der physischen Anthropologie und Rassenkunde (1750-1850), Stuttgart/New York 1990, S. 15-29; sowie ders., Die „Wilden“.

Die Perspektive von Thilenius

Stärker als bei von Luschan war für Thilenius die Definition der Völkerkunde und der Anthropologie und ihre Abgrenzung zu anderen Wissenschaften ein immer wiederkehrendes Thema, das auf den Etablierungsprozess verweist, in dem sich diese Wissenschaften noch befand – und der von Thilenius als solcher wahrgenommen wurde. So stellte er 1903 fest, dass die Völkerkunde Einblick in die materielle und ideelle Alltagswelt der untersuchten Völker, Auskunft über Kleidung, Boote, Häuser, Traditionen, Tagesablauf, Arbeitsteilung, Lebensart, Gläubigkeit, Sprache, Rituale, Krankheitsbekämpfung, Begräbnisse etc. geben sollte.²⁷ 1906 konstatierte er in „Volkskunde und Völkerkunde“, dass die vergleichend arbeitende Völkerkunde die Entwicklungen von den „primitivsten“ zu den „höchsten Zuständen der Kultur“ verfolge,²⁸ um zwei Jahre später einzugrenzen, dass die an den Träger gebundene „Kultur“ der Gegenstand der Völkerkunde sei, sofern diese durch „Rasse und Umwelt“ bestimmt wäre:

„Völkerkunde“ ist sowohl Ethnographie wie Ethnologie, Beschreibung und Vergleichung. [...] Ihr Gegenstand ist die Kultur der Menschen, soweit sie durch Rasse und Umwelt bestimmt ist. Danach ist das Material der Völkerkunde unbegrenzt, nicht aber die Arbeitsweise, welche im wesentlichen als naturwissenschaftliche Betrachtung der Kulturen bezeichnet werden mag. Daraus folgt u.a. die Uebertragung des Begriffs der Individualität auf kulturelle Erzeugnisse, das Aufsuchen von Variationsbreite, Entwicklung, Degeneration, Bastardierung usw. Man studiert den Mensch, seine geographischen, wirtschaftlichen, sozialen, religiösen Bedingungen, endlich die materielle Kultur, wie sie in den Erzeugnissen auftritt.“²⁹

1926 definierte er in „Völkerkunde und Schule“, die Disziplin der Völkerkunde wie folgt: Sie sei „[...] die Wissenschaft, welche die Besonderheiten und die Entwicklung des geistigen Lebens und der äußeren Lebensführung des primitiven Menschen in den Völkern aller Räume und Zeiten ursächlich erforscht und darstellt.“³⁰ Die Völkerkunde frage nach Erfindung oder Entlehnung und erforsche die „zeitliche Tiefe der

27 Georg Thilenius, Ethnographische Ergebnisse aus Melanesien, I. Theil: Reisebericht. – Die polynesischen Inseln an der Ostgrenze Melanesiens, in: Nova Acta, Bd. 80, Nr. 1 (1903), S. 60ff.

28 Georg Thilenius, Volkskunde und Völkerkunde. Resümee eines Vortrages, in: Mitteilungen des Verbandes deutscher Vereine für Volkskunde, Nr. 3 (1906), S. 14.

29 GStA PK:VI HA Nachlass Schmidt-Ott A XXXV. Die Unterstreichungen sind bereits im Originaltext erfolgt.

30 Georg Thilenius, Völkerkunde und Schule, München 1926, S. 4.

Dinge“.³¹ Und in seiner Festtagsrede zur Eröffnungsfeier des Berliner Völkerkundemuseums im gleichen Jahr äußerte er sich zur Aufgabe der Völkerkunde wie folgt: „Sie fragt, wie der rassenmäßig beanlagte Mensch aus einer gegebenen Umwelt sein Leben und seine Weltanschauung gestaltet hat.“³² Wieder zwei Jahre später sah er dann in „Museum und Völkerkunde“³³ intensive Verbindungen der Völkerkunde zu den Fächern Psychologie bzw. Völkerpsychologie, Sprachforschung, Geographie sowie zu den Naturwissenschaften. So machte er in dem Band „Völkerkunde“ Angaben zu folgenden Sachgebieten: Gesellschaft, Wirtschaft, geistige und materielle Kultur, Klimatologie, Geographie, Geologie, Zoologie, Botanik, Demographie, Anthropologie, Physiologie, Psychologie, Pathologie, umweltliche Einflüsse, Rassenkunde.³⁴ Die Völkerkunde biete dabei Zusammenfassungen und stelle vorläufige Theorien auf.³⁵

Für anthropologische Erkenntnisse interessierte sich Thilenius zunächst wenig. So thematisierte er 1903 bzw. 1906 in seinen Schriften zur Untersuchung Melanesiens³⁶ zwar die Physiognomie der Melanesier, doch diese Beobachtungen nahmen nur einen sehr geringen Stellenwert ein. Noch 1916 definierte er die Beziehung zur Anthropologie als schwach.³⁷ Entsprechend zog er es vor, sich mit sogenannten völker-

31 Thilenius, Völkerkunde und Schule 1926, S. 3. Mit dem Begriff der „Entlehnung“ spielte Thilenius auf die Konvergenz-Theorie an, die Paul Ehrenreich um die Jahrhundertwende entwickelt hatte. Der Biologie entlehnt sah sie die Möglichkeit von Analogien zwischen nicht verwandten Lebewesen bereits aufgrund der Anpassung an ähnliche Lebensbedingungen. Siehe dazu auch Bernhard Ankermann, Die Lehre von den Kulturreisen, in: Korrespondenz-Blatt der Gesellschaft für Anthropologie, Bd. 42 (1911), S. 157f. Zwar verwies von Luschan, der selbst die Theorie als „philosophische Spekulation“ abtat, darauf, dass Thilenius ein Vertreter des „Konvergenz-Ansatzes“ sei, doch in der Praxis fand diese bei Thilenius kaum Anwendung bzw. stand er ihr skeptisch gegenüber. Siehe dazu: von Luschan, Über Benin-Alterthümer 1916, S. 311; von Luschan, Ziele und Wege der Völkerkunde 1902, S. 170; Georg Thilenius, Ethnographische Ergebnisse aus Melanesien, II. Theil: Die westlichen Inseln des Bismarck-Archipels, in: Nova Acta, Bd. 80, Nr. 2 (1903), S. 305.

32 VKM HH: M.B. 10, Bd. V.

33 Georg Thilenius, Museum und Völkerkunde: Festschrift zum 50jährigen Bestehen des Hamburgischen Museums für Völkerkunde, Hamburg 1928, S. 1-40.

34 Ebd., S. 22f.

35 Thilenius, Museum und Völkerkunde 1928, S. 3.

36 Thilenius, Ethnographische Ergebnisse aus Melanesien, I. Theil 1903, S. 1-102.; ders., Die Bedeutung der Meeresströmungen für die Besiedlung Melanesiens, in: Beiheft zum Jahrbuch der Hamburgischen Wissenschaftlichen Anstalt, Bd. 23, Hamburg 1906, S. 1-21.

37 Thilenius, Das Hamburgische Museum 1916, S. 19.

kundlichen Fragen zu beschäftigen, wie z.B. 1920 mit unterschiedlichen Zahlungsmitteln in „Primitives Geld“.³⁸ Allerdings verwies er im selben Jahr in seiner Definition der Anthropologie auf die Nähe der beiden Disziplinen. Demnach wäre diese: „[...] Naturgeschichte des Menschen, während die kulturelle Seite von der Völkerkunde behandelt wird.“³⁹ Innerhalb der Anthropologie lasse sich zudem noch unterscheiden: „Die allgemeine A. [Abkürzung für Anthropologie, A.d.V.] behandelt die allgemeinen biologischen Fragen wie Variabilität, Vererbung, Auslese, die Entstehung des Menschengeschlechts, die Rassenbildung, Rassenmischung und den Rassentod; die Sozial-A. gilt der Untersuchung der Beziehungen zwischen Rasse und Familie, Gesellschaft, Staat.“⁴⁰ Insgesamt und rückblickend konstatierte er allerdings 1931 eine zunehmende Biologisierung der Anthropologie seit der Jahrhundertwende:

„Um 1900 erhielt die Anthropologie einen starken Antrieb von der Biologie. Zu Lamarcks Umweltwirkung und Darwins Auslese kamen jetzt Weismanns Lehre von der Kontinuität des Keimplasmas hinzu, de Vries' Mutationslehre und die wieder aufgefundene Mendelsche Vererbungsweise. Die neuen Gesichtspunkte setzten sich rasch durch, vielleicht weil man in den bisherigen Anschauungen erhebliche Fortschritte nicht mehr erwartete.“⁴¹

Die Anthropometrie sah er dabei als „[...] Hilfswissenschaft der Anthropologie zur exakten Festlegung der graduellen Unterschiede zwischen Individuen oder Rassen [...]“⁴² Dazu hieß es außerdem:

„Allgemeine Bezeichnungen wie kurz, lang, hell, dunkel, braun, grau usw. sind zu sehr von dem subjektiven Empfinden abhängig, um vergleichbare Beschreibungen zu geben. Die wissenschaftliche Schilderung verlangt vielmehr die Angabe der Maße in Millimetern (z.B. Körperlänge), Graden und Minuten (Profilwinkel), Kubikzentimetern (Schädelinhalt), zu welchem Zwecke besondere Meßapparate konstruiert wurden (Anthropometer, Tasterzirkel, Goniometer usw.), deren Anwendung wiederum zum Teil Hilfsapparate (Kraniphore usw.) zur exakten Einstellung der zu messenden Objekte nötig macht. Auch für beschreibende Merkmale wie der Farbe der Haut, die Beschaffenheit des Haares oder die Form der Nase sucht man durch graduerte Normaltabellen zahlenmäßige Ausdrucksformen zu gewinnen. Die Bearbeitung des so erlang-

38 Georg Thilenius, Primitives Geld, in: Archiv für Anthropologie, Bd. 18, H. 1 (1920), S. 1-34.

39 Georg Thilenius, Anthropologie, in: Heinrich Schnee (Hg.), Deutsches Koloniallexikon, Bd. 1-3, Leipzig 1920, S. 62.

40 Ebd., S. 62.

41 Thilenius, 60 Jahre 1931, S. 3.

42 Thilenius, Anthropometrie, in: Heinrich Schnee (Hg.), Deutsches Koloniallexikon, Bd. 1, Leipzig 1920, S. 62.

ten objektiven Beobachtungsmaterials geschieht nach mathematischen Regeln; beliebt ist die Darstellung der Ergebnisse durch Kurven, da diese die Unterschiede, die ein Merkmal in verschiedenen Gebieten zeigt (z.B. die verschiedene Häufigkeit langer Schädel bei Deutschen und Negern, oder die Verschiedenheit des Lebensalters, in dem die Geschlechtsreife in Europa und Melanesien eintritt) besonders augenfällig machen.“⁴³

Ab den 1920er und Anfang der 1930er Jahre begann sich Thilenius dann zunehmend für die Rassenkunde zu interessieren. Diese wäre, wie er 1928 schrieb, nicht identisch mit der physischen Anthropologie, vor allem weil die Frage der „Rassenzugehörigkeit“ für die Völkerkunde nicht im Vordergrund“ stehe.⁴⁴ Aber die Völkerkunde könne von einer Kooperation mit der Rassenkunde nur profitieren:

„Vor allem aber ist heute schon die Allgemeine Rassenkunde wichtig; d. h. die Anwendung der allgemeinen Biologie auf den Menschen. Die Fragen der Vererbung, der Anpassung, der Auslese und viele andere kommen für den Menschen in Betracht, gleichgültig, ob man ihn als Glied einer Rasse oder eines Volkes betrachtet, und die biologischen Probleme werden für die Völkerkunde so lange wichtig bleiben, als der Mensch sich nährt und fortpflanzt, geboren wird und stirbt wie jedes andere Landsäugetier.“⁴⁵

Wichtig für Völkerkundler sei „[...] vor allem die allgemeine Rassenkunde, die in der Hauptsache die Anwendung der Biologie auf den Menschen bedeutet, also die Biologie selbst voraussetzt, die wiederum die Beziehungen zu einem großen Teil der Naturwissenschaften herstellt.“⁴⁶ 1930 plädierte Thilenius dann auch für eine Zusammenarbeit der Anthropologie und der Ethnologie: „Die Beziehung von Kulturgut auf eine Bevölkerung bedeutet eine Verknüpfung der Kulturforschung mit der Anthropologie, die den Fortbestand einer Bevölkerung über mehrere Kulturstufen hinweg oder die Zusammensetzung einer anderen aus mehreren Elementen nachweisen kann“⁴⁷

Sowohl physische als auch psychische Merkmale seien biologisch zu interpretieren: „Die Rassenkunde schreitet damit von der Körpermessung fort zur Beobachtung des einzelnen Menschen in seinem Verhalten zu den übrigen Mitgliedern seiner Gruppe, also zur Gesellschaft, weiterhin der Wirtschaft und der geistigen Kultur, mithin zur Kultur über-

43 Ebd., S. 62.

44 Thilenius, Museum und Völkerkunde 1928, S. 2.

45 Ebd., S. 3.

46 Ebd., S. 30.

47 GStA B: VI HA Nachlass Schmidt-Ott C 42.

haupt.“⁴⁸ Die beiden Disziplinen verstand er also als komplementär und mit einer ähnlichen Fragestellung, aus der sich eine „gemeinsame Bearbeitung“ ergebe.⁴⁹ Zu Beginn der 1930er Jahre wiederholte er, dass er sich von der neuen biologischen Richtung wichtige Ergebnisse erhoffe.⁵⁰

Auch für Thilenius war die Wissenschaft Selbstzweck. Anders aber als von Luschan äußerte sich Thilenius selten explizit zur politischen Dimension der Wissenschaften, insbesondere der Völkerkunde und der Anthropologie. Zwar stellte er die wirtschaftliche Bedeutung der Kolonie in der Südsee für die „Heimat“ heraus.⁵¹ Und an anderer Stelle betonte er, dass die verschiedene Zusammensetzung der Bevölkerung in den Kolonien, einer „pflegliche[n, A.d.V.] Eingeborenenpolitik“ bedürfte, die wiederum Kenntnisse über die „Kulturen“ voraussetzen würde.⁵² Doch insgesamt sah er (zumindest theoretisch) keinen Bedarf an einer anwendungsorientierten Wissenschaft.

2.2 Von Luschans und Thilenius' kulturtheoretische Ansätze

Zentrale Kulturtheorien

Adolf Bastians evolutionistische Theorie

Neben Rudolf Virchow gehörte zur ersten „Generation“ der führenden deutschen Völkerkundler, die zumeist als liberal, individualistisch und patriotisch nationalistisch eingestuft werden, Adolf Bastian.⁵³

Bastian hatte sich nach seinem Studium der Rechts- und Naturwissenschaften sowie der Medizin 1867 in der Disziplin der Völkerkunde habilitiert.⁵⁴ 1869 gründete er zusammen mit Rudolf Virchow die Ge-

48 Ebd., Brief von Thilenius an den Präsidenten der Deutschen Förderungsgemeinschaft und Staatsminister Schmidt-Ott vom 2. Februar 1930.

49 Ebd.

50 Thilenius, Anthropologische Gesellschaft 1931, S. 6.

51 Horst Weyhmann, Unsere Südsee, Berlin. Ein unentbehrlicher Bestandteil der deutschen Volkswirtschaft, Berlin 1917. Siehe Vorwort des Bandes von Thilenius, S. Vff.

52 Thilenius, Vom Akademischen Gymnasium, S. 13. In diesem Zusammenhang forderte er auch ein Kolonialinstitut ein, das vom Reich ausfinanziert werden sollte.

53 Massin, From Virchow, S. 100.

54 Annemarie Fiedermutz-Laun, Der kulturhistorische Gedanke bei Adolf Bastian. Systematisierung und Darstellung der Theorie und Methode mit dem Versuch einer Bewertung des kulturhistorischen Gehaltes auf dieser Grundlage, Wiesbaden 1970, S. 9; sowie: Anita Hermannstädter, Symbole kollektiven Denkens. Adolf Bastians Theorie der Dinge, in: dies./Staatliche Museen zu Berlin – Preußischer Kulturbesitz, Ethnologi-

sellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte in Berlin, die die treibende Kraft für die Etablierung der Völkerkunde und auch für das Berliner Völkerkundemuseum wurde. (Ein Jahr später kooperierte er mit Virchow bei der Etablierung der Anthropologischen Gesellschaft in Wien.⁵⁵) 1871 erhielt er dann auch die Berufung zum außerordentlichen Professor an die Universität Berlin im damit von ihm neu begründeten Fach der Völkerkunde.⁵⁶ 1873 wurde auf Gesuch der Gesellschaft das Königliche Museum für Völkerkunde zu Berlin gegründet, welches die bisherigen ethnographischen und prähistorischen Sammlungen aufnahm, und zu dessen erstem Direktor Bastian berufen wurde.⁵⁷ Dieses neue Museum wurde in der Folge sehr stark von Bastian geprägt, fand durch ihn über die nationalen Grenzen hinaus Anerkennung und wuchs damit zum primären ethnologischen Forschungszentrum im Deutschen Kaiserreich heran,⁵⁸ womit Bastian entscheidenden Einfluss auf die Institutionalisierung und inhaltliche Ausrichtung der gesamten Disziplin der Völkerkunde nahm.⁵⁹ Die starke Außenwirkung seines Museums wurde insbesondere durch die enorme Vergrößerung der ethnologischen Sammlungen unter seiner Direktorenchaft bedingt. Seine Sammlungsstrategie war denn auch primär durch quantitative und qualitative Argumente bezüglich der Objekte geprägt. Es ging darum, so schnell wie möglich so viel „schöne“, auch im Sinne von außergewöhnlichen, Gegenständen wie möglich zu erhalten. Eine Systematik in der Erforschung der sogenannten „Naturvölker“ lässt sich aus heutiger Perspektive aber kaum erkennen, was vermutlich daran lag, dass sein primär völkerkundliches Erkenntnisinteresse eine breite empirische Basis im Humboldtschen Sinne verlangte.⁶⁰ Anthropologische Ansätze und Forschungen waren

sches Museum (Hg.), Deutsche am Amazonas – Forscher oder Abenteurer? Expeditionen in Brasilien 1800 bis 1914, Münster e.a. 2002, S. 44.

55 Fiedermutz-Laun, Der kulturhistorische, S. 10.

56 Winkelmann, Anfänge, S. 8. Und: Tietmeyer, „Europäische Ethnologie“, S. 3.

57 Hermannstädter, Symbole, S. 41. Nach dem Ersten Weltkrieg wurde aus dem Königlichen Museum für Völkerkunde das Staatliche Museum für Völkerkunde. Siehe dazu: Bolz, Ethnologisches Museum, S. 15.

58 Winkelmann, Anfänge, S. 8-11.

59 Fischer, Anfänge, S. 15.

60 Dies spiegelt sich auch in seinen acht umfangreichen und mehrmonatigen Reisen. Wie diesen mangelte es seinen 70 größtenteils mehrbändigen Schriften, seinen ca. 230 Aufsätzen und ca. 270 Rezension an Systematik, wie schon Zeitgenossen monierten. Fiedemutz-Laun, Der kulturhistorische, S.10; Turner, Hundert, S. 120f. Karl von den Steinen z.B. bemängelte 1905 bei seiner Gedächtnisrede auf Adolf Bastian: „Die letzte Periode seines schriftstellerischen Schaffens ist durch einen Stil gekennzeichnet, den tatsächlich kein Unbefangener für normal halten wird. Das ist allzu häufig nicht mehr die Dunkelheit der schwierigen Materie und die Ver-

für ihn weitestgehend bedeutungslos. Nach Bastian war die Völkerkunde eine Naturwissenschaft mit dementsprechenden Methoden. Auch daher war für ihn die induktive Forschung, also die Ableitung von Gesetzen auf der Grundlage von empirischem Material maßgebend.⁶¹ Eine zu starke Theoretisierung von Erkenntnissen versuchte er zu vermeiden. Daher lehnte er beispielsweise wie Rudolf Virchow den Darwinismus ab, dem er eine spekulativen Basis vorwarf.⁶²

Trotz seiner Theorieskepsis hatte auch Bastian eine spezifische Perspektive auf sein Untersuchungsfeld. So prägte er die These von den so genannten „Elementargedanken“, die Annahme, von der psychischen Einheitlichkeit aller Menschen, unabhängig von ihrer Entwicklungsstufe und trotz aller kulturellen Differenzen.⁶³ Wie seine angelsächsischen Kollegen John Ferguson Mc Lennan (1827-1881), Lewis Henry Morgan (1818-1881), Herbert Spencer (1820-1903) und Edward Burnett Tylor (1832-1917) vertrat er damit ein evolutionistisches Entwicklungsmodell, das ungeachtet aller Unterschiede die Einheit der Menschheit voraussetzte.⁶⁴ Die Verschiedenartigkeit wurde darin durch ein Stufen-Konzept erklärt, nachdem alle Völker jeweils auf einer Entwicklungsstufe ständen: Auf einer unteren Stufe wären die „Naturvölker“ angesiedelt, deren „Kultur“ im Sinne des Grades an technischer Entwicklung und „Zivilisation“ als gering angesehen wurde und die daher als der Natur ausgeliefert beschrieben wurden; auf einer oberen Stufe ständen hingegen die

nachlässigung der äußeren Form allein, sondern ein Überquellen der Vorstellungen ohne jede notwendige Hemmung. Durch zahllose Klammern nicht mehr übersichtlich geschieden, sondern labyrinthisch verbaut, bedrängen den Leser Namen und wieder Namen, Schlagworte, Kunstausdrücke, Sentenzen derart, daß er vom Schwindel begriffen wird ...“

61 Fiedermutz-Laun, Der kulturhistorische, S. 64.

62 Penny, Objects, S. 21.

63 Bastian war auf der Suche nach völkerkundlichen Parallelen, die allen Völkern unabhängig von ihrer Entwicklungsstufe gemein wären. Diese „Elementargedanken“ seien nach Bastian nicht klar herauszukristallisieren, sondern sind nur als „Völkergedanken“ erforschbar, einer durch den geographischen Ort geprägten Form der „Elementargedanken“. Fischer, Anfänge, S. 15. Und: Winkelmann, Anfänge, S. 7ff. Sowie: Tietmeyer, „Europäische Ethnologie“, S. 6. Zum Thema „Elementargedanken“ siehe auch: Karoline Noack, Die Rezeption der „Lehre von dem Elementar- und Völkergedanken“, Adolf Bastians im Werk Karl von den Steinens, in: Hannelore Bernhardt (Hg.), Geschichte der Völkerkunde und Volkskunde an der Berliner Universität. Zur Aufarbeitung des Wissenschaftserbes (Beiträge zur Geschichte der Humboldt-Universität zu Berlin), Berlin 1991, S. 20ff.

64 Turner, Hundert, S. 121

„Kulturvölker“,⁶⁵ die einen hohen Entwicklungsstand und Zivilisationsgrad erlangt hätten und selbstbestimmt handeln würden.⁶⁶ Diesem evolutionistischen Entwicklungsmodell war eine Zeitachse inhärent, die die „primitiven“ Kulturen bzw. „Naturvölker“ zeitlich in die Vergangenheit, also außerhalb der Gegenwart der „Kulturvölker“ verortete, worauf Johannes Fabian mit seinem Konzept des „denial of coevalness“ (der Verweigerung von Gleichzeitigkeit) eindrücklich verwies.⁶⁷ Gleichzeitig wurden die „Natur-“ und „Kulturvölker“ in einem hierarchischen, in einem bipolaren Verhältnis zueinander gesehen. Das distinktive, aber auch Vergleichende ermöglichte Merkmal war dabei die „Kultur“.⁶⁸

Die „Kultur“ als Schlüsselbegriff der Völkerkunde

Um die Jahrhundertwende erreichte der Begriff der „Kultur“ eine hohe gesellschaftliche Popularität, wie sich beispielsweise an der stark ansteigenden Zahl der Zeitschriften mit eben diesem Wort im Titel sowie an neuen Wortschöpfungen wie „Kulturwahlrecht“, „Kulturmenschentum“, „Kulturpolitik“ zeigte.⁶⁹ „Kultur“ war um die Jahrhundertwende die „[...] zentrale Kategorie zur Dimensionierung gesamtgesellschaftlicher

65 Siehe: Leclerc, Anthropologie, S. 17. Und: Garrick Bailey/James Peoples (Hg.), *Humanity. An Introduction to Cultural Anthropology*, New York e.a. 19943, S. 68ff.

66 Hans Martin Leyten, *Das Völkerkundemuseum – Museum der Vergangenheit oder der Zukunft? Ziele und Aufgaben des Museums für Völkerkunde*, in: Jürgen Zwernemann (Hg.), *Die Zukunft des Völkerkundemuseums: Ergebnisse eines Symposiums des Hamburgischen Museums für Völkerkunde*, Münster 1991, S. 27.

67 Johannes Fabian, *Time and the Other: How Anthropology Makes its Object*, New York 1983, S. 17ff.

68 Johannes W. Raum, *Evolutionismus*, in: Hans Fischer (Hg.), *Ethnologie. Einführung und Überblick*, Berlin 19882, S. 247.

69 Rüdiger vom Bruch/Friedrich Wilhelm Graf/Gangolf Hübinger, Einleitung: *Kulturbegriff, Kulturkritik und Kulturwissenschaft um 1900*, in: dies. (Hg.), *Kultur und Kulturwissenschaften um 1900. Krise der Moderne und Glaube an die Wissenschaft*, Stuttgart 1989, S. 12; sowie: Georg Bollenbeck, *Warum der Begriff „Kultur“ um 1900 reformulierungsbedürftig wird*, in: Christoph König/Eberhard Lämmert (Hg.), *Konkurrenten in der Fakultät. Kultur, Wissen und Universität um 1900*, Frankfurt a. M. 1999, S. 1ff. und 24. Weitere Zeitschriften waren u.a.: *Zeitschrift für Kulturgeschichte*, 1893ff.; *Archiv für Kulturgeschichte*, 1903ff.; *Die Kultur. Zeitschrift für Wissenschaft, Literatur und Kunst*, 1899ff.; *Ethische Kultur. Wochenschrift für sozialethische Reformen*, 1894ff.; *Kulturfragen. Monatsschrift für Volkswirtschaft, soziale Kultur, Literatur und Kunst*, 1905ff.; *Der Kulturmensch. Zeitschrift für körperliche und geistige Selbstzucht*, 1904ff.; *Deutsche Kultur*, 1905ff.; *Kultur der Gegenwart*, 1906ff.; *Harmonische Kultur*, 1912ff.; *Deutsche Kultur in der Welt*, 1915ff.; *Religiöse Kultur*, 1916ff.; *Theosophische Kultur*, 1919ff.

Wirklichkeit und gedankenloses Modewort zugleich [...]“⁷⁰ Darüber hinaus wurde „Kultur“ zum zentralen Bezugspunkt geisteswissenschaftlicher Disziplinen und Debatten. Dabei war der Kulturbegriff unter den Historikern, Soziologen und Völkerkundlern häufig das, was später mit Konzepten wie „Gesellschaft“ und „Soziales“ beschrieben wurde. Zudem wurden der „Kultur“ Funktionen wie Integration und Sinnstiftung zugeschrieben.⁷¹

In der Völkerkunde hatte sich der Begriff der „Kultur“ bereits mit ihrer Entstehung zum Fachterminus und Schlüsselbegriff für die Erforschung des gesellschaftlichen Lebens entwickelt.⁷² Das Konzept der „Kultur“ besaß nämlich das Charakteristikum, mehr die Zustände als die Prozesshaftigkeit widerzuspiegeln. Damit wurde „Kultur“ zum „wichtigsten analytischen Begriff“ der Völkerkunde.⁷³ Genau das statische Fehlen der „Kultur“ war der Zustand, der die Forschungsobjekte der Völkerkunde, also die „Naturvölker“ von den „Kulturvölkern“ unterschied. Sich selber identifizierte man dabei als Teil der Völker mit mittlerweile dauerhafter Kultur und diese wurden den „Naturvölkern“ überlegen gesehen.⁷⁴ Diese Selbstkonstruktion als „Kulturvolk“ mit der Entgegenstellung der „Naturvölker“ hatte damit konstituierende Wirkung für die Völkerkunde des ausgehenden 19. Jahrhunderts,⁷⁵ wobei sie genau dieses Konzept durch das Studium der „Naturvölker“ ohne „Kultur“ auch kreiert hatte.⁷⁶ Ein ähnlicher Mechanismus lässt sich auch für den Kolonialismus verzeichnen. Auch hier war das moderne Konzept der „Kultur“, so führt Sebastian Conrad aus, nicht nur ein „Produkt der ko-

70 vom Bruch, Einleitung: Kulturbegriff, S. 12. Siehe auch Wolfgang J. Mommsen, der auf die Funktion der politischen Legitimierung von „Kultur“ verweist. Und: Wolfgang J. Mommsen, Kultur als Instrument der Legitimation bürgerlicher Hegemonie im Nationalstaat, in: Claudia Rückert/Sven Kuhrau (Hg.), „Der Deutschen Kunst ...“. Nationalgalerie und nationale Identität 1876-1998, Berlin 1998, S. 28.

71 Bollenbeck, Warum, S. 24

72 Ute Daniel, „Kultur“ und „Gesellschaft“. Überlegungen zum Gegensatzbereich der Sozialgeschichte, in: Geschichte und Gesellschaft 19, H. 1 (1993), S. 69ff.

73 Ebd., S. 76

74 Dass es allgemeiner gesellschaftlicher Konsens war, sich gegenüber den „Naturvölkern“ überlegen zu fühlen, zeigte sich beispielsweise, als sich August Bebel am 16. Februar 1894 im Reichstag gegen gewalttätige Übergriffe einiger Kolonialbeamter in den Kolonien des Deutschen Reiches aussprach und dafür nur Gelächter erntete. Siehe dazu: Harms, Das politische Bild, S. 1.

75 Kundrus, Moderne Imperialisten, S. 174.

76 Zimmerman, Anthropology, S. 60.

lonialen Begegnung“, sondern auch dessen Prämissen.⁷⁷ In dem Ansatz des Kulturvergleichs offenbarte sich eine „Grundoperation kolonialistischer Argumentation“, in der sich Machtanspruch und nationalistische Tendenzen zeigten.⁷⁸

Die Kulturreislehre (auch Lehre vom Diffusionismus bzw. Kulturhistorische Methode)

Mit dem Beginn des 20. Jahrhundert wurde Bastians’ Theorie des Evolutionismus mit seinem universal-ethischen Anspruch und seiner Fokussierung auf „Kultur“ dann zunehmend durch die sogenannte Kulturreislehre herausgefordert. Auf einem Treffen der BGAEU 1904 stellten Bernhard Ankermann und Fritz Graebner (1877-1934), beide zu diesem Zeitpunkt Assistenten unter von Luschan,⁷⁹ ihre (einer „mainstream Anthropology“ und der praktischen Museumsarbeit angepasste) Auslegung der Kulturreislehre vor.⁸⁰ Diese Theorie identifizierte spezifisch ähnliche und damit vergleichbare „Kulturelemente“ in so verschiedenen Regionen wie Afrika und Ozeanien. Dabei ging es ihr zunächst nur um die Untersuchung der Erscheinung und Verbreitung einzelner Phänomene, ohne dabei einen holistischen Erklärungsanspruch zu hegen.⁸¹ Auch als Lehre vom Diffusionismus oder als kulturhistorische Methode bezeichnet, wurzelte sie in Konzepten des Leipziger Geographen Friedrich Ratzel (1844-1904) und war beeinflusst durch die die kulturhistorischen Überlegungen von Leo Frobenius (1873-1938), der für seine theoretischen Ansätze erst in den späten 1920er Jahren Anerkennung fand.⁸²

77 Conrad, Geteilte Geschichten, S. 29. Conrad bezieht sich hier auf Nicholas Dirks.

78 Kundrus, Moderne, S. 174.

79 Zimmerman, Anthropology, S. 206f. Fritz Graebner wechselte 1906 an das Völkerkundemuseum in Köln; Bernhard Ankermann blieb bis zum Ende seiner Karriere im Berliner Völkerkundemuseum.

80 Ebd., S. 207

81 Michael Wiener, Ikonographie des Wilden. Menschen-Bilder in Ethnographie und Photographie zwischen 1850-1918, München 1990, S. 41ff.

82 Zeitgenossen wie Ratzel warfen ihm lange Zeit Ungenauigkeit und Sorglosigkeit vor. Siehe dazu: Suzanne L. Marchand, Leo Frobenius and the Revolt against the West, in: Journal of Contemporary History 32 (1997), S. 158f.; Markus Joch, Sammeln, forschen, erzählen, erzählen, erzählen. Leo Frobenius am Kongo-Kassai, in: Alexander Honold/Oliver Simons (Hg.), Kolonialismus als Kultur. Literatur, Medien, Wissenschaft in der deutschen Gründerzeit des Fremden, Tübingen 2002, S. 107.

Ratzel hatte als eine Antwort auf den Evolutionismus die Anthropogeographie entwickelt.⁸³ Damit war die Kategorie „Raum“ als eine neue Grundlage und Dimensionierung für einen naturwissenschaftlichen Kulturbegriff eingeführt.⁸⁴ Aufgabe der Völkerkunde sei es demnach, geographische Gebiete mit gleichen „Kulturelementen“ (sogenannte „Kulturreiche“) zu identifizieren und zu erforschen. Dabei vertrat er das Prinzip, das sich aufgrund einer „Ideenarmut“, Neuerungen nur durch Diffusion (Migrationen, Handel, Eroberungen) ausbreiten würden.⁸⁵ Außerdem interpretierte er die Geschichte der Menschheit in einem darwinistischen Sinne als eine dauernde Anpassung an die Umwelt. Das Mittel der Anpassung schien ihm dabei die „Kultur“ zu sein, zu der er Technologie, intellektuelle Eigenschaften und die soziale Organisation rechnete.⁸⁶ Die Ursprünge der „Kulturkomplexe“ sah er in Asien: von hier aus hätten sich diese durch wellenförmige Wanderungen in die Welt verteilt. Alle Kulturen würden daher auf eine gewisse Zahl von originären Kulturkomplexen zurückgehen. Die Völkerkunde hätte demnach den Auftrag, diese frühen Komplexe sowie ihre Verteilung zu rekonstruieren.⁸⁷ Auftrieb hatten diese theoretischen Ansätze von Ratzel durch die kulturhistorischen Überlegungen von Leo Frobenius erhalten. Er hatte durch einen Vergleich verschiedener „Kulturelemente“ in Ozeanien und Westafrika Übereinstimmungen festgestellt, die er auf einen gemeinsamen Ursprung in einem „Kulturreich“ zurückgeführt hatte,⁸⁸ wobei sich nach ihm immer dann von einem „Kulturreich“ sprechen ließ, wenn eine große Anzahl von Elementen wiederholt auftauchen würden.⁸⁹ Für Frobenius waren die Kulturen „organische Lebewesen“, die alle die Entwicklungsstadien Geburt, Reife, Tod durchlaufen würden. So war er an der kulturellen Entwicklung, insbesondere aber an der Vererbung der „Kultur“ interessiert,⁹⁰ wobei er diese losgelöst von ihrem Träger sah.⁹¹

83 Jürgen Osterhammel, Die Wiederkehr des Raumes: Geopolitik, Geohistorie und historische Geographie, in: Neue politische Literatur 43 (1998), S. 374-397.

84 Grosse, Kolonialismus, S. 39.

85 Fuchs, Rasse, S. 167.

86 Woodruff D. Smith, Friedrich Ratzel and the Origins of Lebensraum, in: German Studies Review 3 (1980), S. 53.

87 Hermann Heinrich Frese, Anthropology and the Public: The Role of Museums, Leiden 1960, S. 59. Nach Smith schuf Ratzel auch den Begriff des „Lebensraums“. Diesen Begriff definierte er als: „.... the geographical surface area required to support a living species at its current population size and mode of existence.“ Smith, Friedrich Ratzel, S. 51ff.

88 Turner, Hundert, S. 124.

89 Frese, Anthropology, S. 59ff.

90 Zimmerman, Anthropology, S. 206.

91 Ebd., S. 207.

Fritz Graebner nahm in seinem Werk, „Methoden der Ethnologie“ von 1911 einige der Prinzipien von Ratzel auf.⁹² So interpretierte er die Völkerkunde als Teil der Geschichte, damit diese ihrem letztendlichen Ziel, der Entwicklung der Kultur, näher käme. Das Wachstum einer Kultur sah er größtenteils von ihrer Diffusion abhängig, die hauptsächlich auf Migrationen und zum Teil auf Akkulturationen zurückgehen würde. Hauptansatz der Kulturreislehre war für Graebner das Studium der Verteilung der kulturellen Fakten. Ziel wäre dabei, die Erforschung von Kulturzusammenhängen: „Eine wissenschaftliche Tatsache werden diese natürlich erst dann sein, wenn es gelingt, jede einzelne der hier geahnten Kulturen in allen ihren Äußerungen als lebendiges Ganzes zu erfassen und in ihren Wechselwirkungen mit den übrigen darzustellen.“⁹³ Ankermann fasste seinen Ansatz 1911 wie folgt zusammen:

„1. Aufgabe der Ethnologie ist die Erforschung der tatsächlichen Geschichte der Kultur und ihrer kausalen Bedingungen. 2. Die sogenannte Kulturreismethode will nur den ersten Teil der Aufgabe lösen. 3. In Anlehnung an die allgemeine Annahme von der Entstehung der Rassen durch Differenzierung und Mischung betrachten wir auch die Kulturen als Ergebnis analoger Vorgänge und also als urverwandte Glieder eines Stammbaumes. 4. Daraus ergibt sich die Methode: durch Vergleichung der Kulturmerkmale die Verwandtschaft festzustellen und unter Berücksichtigung der geographischen Lagerung das relative Alter der Kulturen zu erforschen.“⁹⁴

Sowohl Ankermann als auch Graebner zogen also im Gegensatz zu Bastian enge Grenzen zwischen den Völkern. Fortschritt entstand ihrer Meinung nach durch die Vermischung von verschiedenen Völkern, solange, bis eine Gruppe dominierte.⁹⁵ Sie kategorisierten Völkergruppen nach ihren signifikanten Eigenschaften hin, die sie geographischen Räumen zuteilten.⁹⁶ Dadurch schufen sie Idealtypen mit Konzeptionen wie z.B. den „Polynesier“. Im Gegensatz zu Bastian, der an der Erarbeitung des Universellen interessiert war, stellten sie das Besondere heraus. Ihrem Selbstverständnis nach waren sie antievolutionär, auch wenn sie wie Taylor bestimmte evolutionäre Grundmuster voraussetzten.⁹⁷ So sahen auch

92 Frese, Anthropology, S. 125.

93 Graebner, Kulturreis 1905, S. 29.

94 Bernhard Ankermann, Die Lehre von den Kulturreisen 1911, S. 162.

95 Penny, Bastians, S. 86f.

96 Ebd., S. 88ff.

97 Ebd.

sie die politische Implikation des Fortschritts und damit die Möglichkeit von hierarchischen Strukturen.⁹⁸

Die Kulturkreislehre war nicht nur eine Antwort auf die kuratorische Krise im Museum, sondern auch eine Verneinung des bisherigen Ausgangskonzepts der „Naturvölker“, welches als alleiniges Erklärungsmodell nicht mehr zu greifen schien.⁹⁹ Durch diese Methode wurde die Geschichte und die historische Interpretation in die Völkerkunde hineingebrachten.¹⁰⁰ Auch wenn der Diffusionismus erst 1917 sein publizistisches Organ durch die Zeitschrift *Anthropos* erhielt,¹⁰¹ war er eine wichtige theoretische Entwicklung in der Berliner Völkerkunde bis zum Ersten Weltkrieg. Sie repräsentierte eine Transformation der Disziplin von einer rein empirischen, Gegenstände akkumulierenden hin zu einer eher fragenden und erklärenden Wissenschaft.¹⁰² Sicherlich war dieser Wandel, wie Glenn Penny ausführt, eine Antwort der Völkerkundler auf den öffentlichen Druck, ihr Museum nützlicher zu machen,¹⁰³ und vermutlich wurden diese durch den Fokus auf das Besondere einer Kultur auch kompatibler zu den zeitgenössischen Interessen innerhalb der Nation und des Empire; verträglicher als es je mit Bastians Ansätzen möglich gewesen war.¹⁰⁴ Darüber hinaus ließ sich diese kulturhistorische Richtung mit darwinistischen und rassenbiologischen Konzepten vereinbaren.¹⁰⁵

Im Folgenden soll nun zunächst auf die Positionierung von von Luschans und Thilenius zu der Einteilung in „Natur-“ und „Kulturvölker“

-
- 98 Ebd. Hierarchien sollen auch in der Ausstellung von Foy und Graebner im Rautenstrauch-Joest Museum Köln erkennbar gewesen sein. Laut Frese war diese zumindest indirekt in der Organisation und in der Wahl der Objekte durch die Kulturkreislehre beeinflusst. Siehe dazu: Frese, *Anthropology*, S. 60f.
- 99 Andrew Zimmerman, *Science and Schaulust in the Berlin Museum of Ethnology*, in: Constantin Goschler (Hg.), *Wissenschaft und Öffentlichkeit in Berlin 1870-1930*, Stuttgart 2000, S. 86 sowie: ders., *Anthropology*, S. 211.
- 100 Zimmerman, *Science*, S. 86.
- 101 Zimmerman, *Anthropology*, S. 211. Siehe hierzu auch: Karl-Heinz Kohl, *Geordnete Erfahrung. Wissenschaftliche Darstellungsformen und literarischer Diskurs in der Ethnologie*, in: Joachim Matthes (Hg.), *Zwischen den Kulturen? Die Sozialwissenschaften vor dem Problem des Kulturvergleichs*, Göttingen 1992 (soziale Welt; Sonderband 8), S. 363-374.
- 102 Andrew Zimmerman zufolge, war die Kulturkreislehre sogar die „wichtigste“ theoretische Entwicklung innerhalb der Völkerkunde bis zum Ersten Weltkrieg. Siehe: Zimmerman, *Science*, S. 86f.
- 103 Penny, Bastian, S. 90ff. Penny verweist in diesem Zusammenhang insbesondere auf die Abhängigkeiten der Direktoren von ihren Geldgebern, der Stadt und den privaten Sponsoren.
- 104 Ebd.
- 105 Geisenhainer, *Rasse*, S. 270.

sowie zur Theorie des Evolutionismus und der Kulturkreislehre eingegangen werden.

Kulturtheoretische Auffassungen bei von Luschan

Positionen zu den „Natur-“ und „Kulturvölkern“

Bereits auf dem Kolonialkongress von 1902 hatte sich von Luschan öffentlichkeitswirksam gegen die Bezeichnung „Wilde“ und „Naturvölker“ ausgesprochen. Schließlich sah er alle Bemühungen, Kriterien zur Abgrenzung von „Kulturvölkern“ und „Wilden“ zu finden, als gescheitert an.¹⁰⁶ Abgrenzungskriterien wie Reinlichkeit, Schönheit, Schrift etc. griffen seiner Meinung nach nicht.¹⁰⁷ Für von Luschan gab es daher keine klare Grenze.¹⁰⁸ Den Grund dafür sah er in dem Ansatz der Monogenese: „Tatsächlich liegt es an dieser wirklichen Einheit des Menschen geschlechtes, daß bisher noch jeder Versuch, die menschlichen Rassen nach einem künstlichen Schema in Gruppen zu teilen, auf das kläglichste misslungen ist.“¹⁰⁹ Diese Feststellung hinderte ihn jedoch nicht, die „aussereuropäischen Rassen“ immer wieder den „Europäern“ gegenüberzustellen.¹¹⁰ So verglich er beispielsweise die Schädel der polynesischen Frauen mit denen der „Europäer“ und kam zu dem Schluss, dass sie einen ähnlich großen „kubischen Inhalt“ hätten.¹¹¹ Ebenso wie in Neuseeland existierten auch beim „europäischen Kulturvolk“ große Schädel.¹¹² Auch der Vergleich von Fähigkeiten, die Zuteilung von Charaktereigenschaften sowie die Beschreibung völkerkundlicher Praktiken und Gegenstände funktionierte bei ihm über die Bezugsgröße des „Europäers“. So existierten laut von Luschan in Afrika noch Sitten und Gebräuche, die auf „europäischem Boden“ längst unbekannt seien.¹¹³ Oder er erkannte in der berühmten Beninsammlung einen „rein afrikanischen Stil“, der der „zeitgenössischen europäischen Kunst ebenbürtig“ sei.¹¹⁴

106 Von Luschan, Ziele und Wege der Völkerkunde 1902, S. 169.

107 Ebd.

108 Ebd.

109 Ebd., S. 170.

110 Von Luschan, Beiträge 1897, S. 8.

111 Von Luschan, Baessler 1907, S. 28.

112 Ebd., S. 248.

113 Felix von Luschan, Über Tonmasken aus Kamerun, in: Amtliche Berichte aus den Königlichen Kunstsammlungen, Bd. 29 (1908), S. 281.

114 Felix von Luschan, Die Karl Knorrsche Sammlung von Benin-Altertümern im Museum für Länder- und Völkerkunde in Stuttgart, Stuttgart 1901, S. 14.

Dies sei seiner Meinung nach eine wichtige Erkenntnis wegen der „Gerringsschätzung des Negers“ in kolonialen Kreisen.¹¹⁵

Gegen Vorurteile sprach von Luschan sich hingegen des öfteren aus. So wehrte er beispielsweise auf dem „1. Internationalen Rassekongreß“ in London die Ansicht ab, dass „farbige Menschen“ hässlich und „primitive Rassen“ schmutzig wären:

„Some men say that coloured people are ‚ugly‘. They should be reminded that beauty is very relative, and that our own idea of beauty is subject to changes of fashion. We know, too, that artists so refined as the Japanese find our large eyes and our high noses horrid. It is also said of the primitive races that they are not as cleanly as we are. Those who say this, however, forget the dirt of Eastern Europe, and are ignorant that most primitive men bathe every day, and that the Bantu and many other Africans clean their teeth after every meal for more than half an hour with their msuaki, while, on the contrary, millions of europeans never use a tooth-brush.“¹¹⁶

Zwar seien die meisten „Primitiven“ Analphabeten, ebenso aber auch 90 Prozent der Bewohner Russlands.¹¹⁷ Auch die Vorstellung, dass es „Primitiven“ an abstraktem Vorstellungsvermögen mangeln würde, wäre ein Vorurteil.¹¹⁸ Auch wenn sie sich von den Europäern unterschieden, lasse sich nicht sagen, dass einer dem anderen unterlegen wäre. Der einzige „savage“ in Afrika, pointierte von Luschan, sei der „weiße Mann“ im „Tropenkoller“.¹¹⁹ Manche „Weiße“ stünden auf einem niedrigeren intellektuellen und moralischen Stand als manche „farbige Afrikaner“. Doch dies sei lediglich eine theoretische Aussage mit wenig praktischem Wert, außer für den Kolonialdienst. In den Kolonien wäre ein „weißer Mann“ mit geringem moralischem Standard eine Gefahr für die „Eingeborenen“ und für seine Nation.¹²⁰ Andererseits wäre die Immigration weniger kultivierter Elemente eine größere Gefahr für die eigene Nation. Als Beispiel dafür nannte er die USA.¹²¹ Dieser scheinbar ausgewogenen Sichtweise von Luschans widersprechen allerdings einige Aussagen von ihm in der Monographie „Beiträge für die Völkerkunde“ von 1897, in der er die physischen Beschreibungen (und Fotografien) der einzelnen

115 Ebd., S. 14.

116 Felix von Luschan, Anthropological View of Race, in: Gustav Spiller (Hg.), Inter-Racial Problems: Papers from the First Universal Races Congress Held in London in 1911, New York 1911, S. 14.

117 Ebd., S. 15.

118 Ebd.

119 Ebd., S. 22.

120 Ebd.

121 Ebd.

von ihm untersuchten Volksgruppen durch charakterliche Einordnungen wie z.B. „sehr intelligent“, „heiter“, „gutmütig“ rückkoppelte. In diesen Deskriptionen wurde von Luschan mehrfach ausfallend, wie die folgenden Beispiele belegen: „Richtiger ‚Hosen-Nigger‘; seine psychischen Eigenschaften entsprechen vollkommen dem Bilde, das man sich nach seiner schlechten Stirne und seinen mächtig entwickelten Fresswerkzeugen von ihm machen kann.“ Oder: „Sehr intelligent, aber von ausgesuchtester Frechheit.“ Oder: „Verweigert die Messung; dummdreister Bursch, der richtige Hosen-Nigger!“¹²²

Insgesamt lässt sich konstatieren, dass von Luschan zwar theoretisch künstliche Unterscheidungen zwischen „Kulturvölkern“ und „Naturvölkern“ wie auch eine klischeebehaftete Hierarchisierung ablehnte, praktisch allerdings immer wieder Fremdkonstruktionen über die Vergleichsgröße des „Europäers“ herstellte und auch zumindest gelegentlich vor drastischen (und schriftlichen) Herabwürdigungen seiner Probanden nicht zurückschreckte.

Positionen zur Debatte Kulturkreistheorie versus Evolutionismus

Es entsprach nicht von Luschans Wissenschaftsverständnis sich explizit als Vertreter einer theoretischen Schule oder zumindest eines solchen Ansatzes auszuweisen. Eine derartige Festlegung hätte bereits eine Interpretation bedeutet, die er wie Bastian noch nicht für möglich hielt. Zwar gäbe es bereits einige „gesicherte Wahrheiten“, die er allerdings nicht benannte,¹²³ doch zwischen diesen Wissensinseln seien noch zahlreiche Unklarheiten „verstreut“ und so hoffte er, „[...] dass unsere Nachfolger einst wissen werden, wo wir nur tasten und vermuten.“¹²⁴ Kein ihm bekannter theoretischer Ansatz schien also die durch das Material aufscheinenden Fragen in befriedigender Weise zu beantworten, so dass von Luschan wohlweislich eine eindeutige Positionierung vermied.

In diesem Sinne sprach er sich auch gegen eine Festlegung auf die Theorie des Evolutionismus oder des Diffusionismus aus:

„So liegt auch für die Völkerkunde die größte Gefahr und der ärgste Hemmschuh auf dem Wege zum Fortschritte in der Voreiligkeit eines allzu raschen Entweder-Oder. Gewiß hat das Stürmen und Drängen sowohl der ‚Elementargedanken‘ als auch der ‚Kulturkreise‘ unsere Disziplin gleich mächtig gefördert, aber jetzt würde unfreundliches Gezänke für uns nur schädlichen Zeit-

122 Von Luschan, Beiträge 1897, S. 17ff.

123 Felix von Luschan, Zusammenhänge und Konvergenz, in: Mitteilungen der Anthropologischen Gesellschaft in Wien, Bd. 48 (1918), S. 117.

124 Ebd.

verderb bedeuten. Unsere Zukunft liegt nicht auf den Bahnen des rücksichtslosen aut-aut-Schreiens, sie liegt auf dem Wege der ruhigen gemeinsamen Arbeit im Sinne von et-et.“¹²⁵

Kulturtheoretische Auffassungen bei Thilenius

Positionen zu den „Natur-“ und „Kulturvölkern“

Thilenius' Position zur Einteilung in „Natur-“ und „Kulturvölker“ war diffus: So kritisierte er, wie von Luschan, diese Einteilung zumindest theoretisch immer wieder, denn die Unterschiede seien nur graduell.¹²⁶ Praktisch nahm er diese Separierung jedoch häufig vor. So stellte er fest, dass man eine höhere Kultur relativ klar definieren könnte: durch eine dauerhaftere Gemeinschaft, eine soziale Gliederung, Herausbildung einer Regierung, dichtere Besiedlung, Verkehr, Verbesserung der Technik und durch die Künste.¹²⁷ In einer solchen Gemeinschaft übernahme beispielsweise der Staat das Geldwesen, das er als Teilerscheinung der Gesamtkultur sähe, und ordnete es durch Gesetze.¹²⁸ Dennoch sei der Gegensatz zwischen „Heimat“ und „Fremde“ abzulehnen, denn die Grenze zwischen „Fremd- und Kulturvölkern“ sei wegen der Ähnlichkeiten zwischen ihnen verwischt.¹²⁹ Die Gegenwart zeige, dass Indianer, Neger, Polynesier als Geistliche, Juristen, Ärzte etc. durchaus den Wettbewerb mit den Europäern aufnehmen könnten.¹³⁰ Auch gäbe es strukturelle Ähnlichkeiten zwischen z.B. dem Stamm und dem Staat, den einzelnen Geldwesen etc.¹³¹ Überdies könne man das Vorurteil, dass „Primitive“ nicht schreiben könnten, nur bedingt gelten lassen. Seiner Meinung nach fehle es nur an Anregung.¹³² Und für seine Feststellung von 1928, dass die „Europäer“ die „Primitiven“ sehr oft nicht objektiv betrachten würden,¹³³ lieferte er bereits 1916 eine Begründung: „Die Kulturen der Amerikaner, Afrikaner, Indo-Ozeanier usw. sind für den Europäer fremdartige.“¹³⁴ Entsprechend bemerkte er, dass ihn, vielmehr als die Trennung zwischen den „Natur-“ und „Kulturvölkern“, einfach der

125 Ebd.

126 Thilenius, Museum 1916, S. 3.

127 Georg Thilenius, Primitives Geld, in: Archiv für Anthropologie, Bd. 18, H. 1 (1920), S. 31.

128 Ebd., S. 31.

129 Thilenius, Völkerkunde und Schule 1926, S. 4.

130 Ebd., S. 5.

131 Thilenius, Primitives Geld 1920, S. 3.

132 Georg Thilenius, Museum und Völkerkunde: Festschrift zum 50jährigen Bestehen des Hamburgischen Museums für Völkerkunde, Hamburg 1928, S. 26.

133 Ebd., S. 12.

134 Thilenius, Museum 1916, S. 64.

„primitive Mensch“ und seine Kultur interessieren würde.¹³⁵ Denn diese „primitiven“ Kulturzustände wären für ihn das Arbeitsgebiet der Völkerkunde. Und solche seien eben nicht nur bei den „Primitiven“, sondern auch bei den „europäischen Kulturvölkern“ zu finden.¹³⁶ Und umgekehrt: „Primitive Menschengruppen – so die früher sogenannten Naturvölker – denken auch korrelativ, sonst wäre ihre wirtschaftliche Arbeit umsonst. Umgekehrt denken viele Menschen, die sich unbestritten den ‚Kulturvölkern‘ zurechnen, primitiv, wenn sie [...] nur das Los mit den Ziffern eines ihnen wichtigen Datums kaufen.“¹³⁷ Da „Primitive“ für ihn ebenso in Europa zu finden waren, gehörten auch die europäischen Völker zum Sammlungsbestand.¹³⁸ So setzte er für das Hamburger Völkerkundemuseum eine Neuauflistung durch, wodurch erstmals völkerkundliche Gegenstände aus Europa gesammelt und ausgestellt wurden.¹³⁹ Praktisch hielt er jedoch auch an der Trennung zwischen „Natur-“ und „Kulturvölkern“ fest, indem er sich bei der Beschreibung der „Primitiven“ doch meist auf die „Europäer“ bezog. So verglich er 1903 und wieder 1928 Gesichtsformen, Kleidung etc. aber auch die „geistige Entwicklung“ mit dem europäischen Pendant.¹⁴⁰ 1916 sah er es als Aufgabe der Völkerkunde, den „Typus des Naturvolkes“ und den „Typus des Kulturvolkes“ herauszufinden.¹⁴¹ Wen er dabei zu den „Primitiven“ zählte, definierte er nicht explizit, während er die Kulturvölker eindeutig mit den „Europäern“ identifizierte.¹⁴² 1926 konstatierte Thilenius Unterschiede zwischen „Primitiven“ und „Europäern“. So würden beispielsweise die „Primitiven“ nicht eine bestimmte Stundenzahl arbeiten und auch den Preis einer Ware nicht rationell berechnen.¹⁴³

Mit dem Konzept der „Halbkulturvölker“ vertrat er allerdings eine Art Zwischenstadium zwischen den „Natur-“ und „Kulturvölkern“, dem

135 Thilenius, Primitives Geld 1920, S. 1f.

136 Thilenius, Völkerkunde und Schule 1926, S. 6.

137 Thilenius, Museum und Besucher 1935, S. 105.

138 Siehe u.a.: Georg Thilenius, Aufgaben des Hamburger Museums für Völkerkunde, in: Tagungsbericht der Deutschen Anthropologischen Gesellschaft. Bericht über die 50. Allgemeine Versammlung in Hamburg vom 1.-13. August 1928, Bd 50, Hamburg 1929, S. 1; ders., Museum 1916, S. 64.

139 Detaillierte Angaben über die Anordnung der Europa-Abteilung können aufgrund der mangelhaften Quellenlage nicht gemacht werden. Die „Europa-Abteilung“ scheint aber 1910 in die „Europäisch-asiatische Abteilung“ umgewandelt worden zu sein. Siehe: Jahrbuch Hamburg, Bd. 28 (1910), S. 31.

140 Thilenius, Melanesien 1903, S. 198f.; sowie: ders., Museum und Völkerkunde 1928.

141 Thilenius, Museum 1916, S. 23f.

142 Ebd., S. 23.

143 Thilenius, Völkerkunde und Schule 1926, S. 13.

ein evolutionistischer Gedanke zugrunde lag. Zu den „Halbkulturvölkern“ zählte er Ost-, Süd- und Westasiaten, aber auch manche Indianer, Neger, Maori mit europäischer Bildung.¹⁴⁴ Hier sah er die Möglichkeit der evolutionistischen Entwicklung von „Natur-“ zu „Kulturvölkern“, ebenso aber auch der regressiven Entwicklung vom „Kulturvolk“ zum „Halbkulturvolk“.¹⁴⁵ Dies verdeutlichte er an einem Beispiel für jede Entwicklungsrichtung. So wären die Ägypter früher ein „Kulturvolk“ gewesen, während sie heute ein „Halbkulturvolk“ seien. Auch die „Mittel-europäer“ wären im Mittelalter „Naturvölker“ gewesen, um dann zum „Kulturvolk“ aufzusteigen.¹⁴⁶

Das Verhältnis der „Natur-“ und „Kulturvölker“ zueinander umschrieb Thilenius mit dem Phänomen der „Europäisierung“, zu der er ein ambivalentes Verhältnis hatte. So äußerte er sich 1903 betont negativ: „Das Eindringen europäischer Erzeugnisse hat hier, wie anderwärts, nicht nur einfach die einheimischen zurückgedrängt und ersetzt, sondern vor allen Dingen die Zeit- und Arbeitseintheilung der Eingeborenen umgestürzt.“¹⁴⁷ Und 1916 ließ ihn dieses Phänomen gar in einem relativ melancholischen Ton um den Fortbestand seiner eigene Profession fürchten:

„Aus Europa oder Amerika, Australien oder Japan dringt die europäische Kultur unmittelbar und mittelbar vor und zerstört das Alte. [...] Die Erschwerung der Arbeit, verbunden mit dem Gefühl des Bedauerns über den sichtlichen Untergang dessen, was das am Alten geschulte Auge harmonisch und schön findet, lässt die Europäisierung als stets breiter werdenden Strom erscheinen, der neues und minderwertiges Gut hinausträgt, um es auf den Naturvölkern abzulagern und ihre Kulturen damit zu verschütten. Wenn man auf diesem Standpunkt steht, so findet allerdings die Völkerkunde in der Gegenwart und einer sehr nahen Zukunft das Ende ihres Bereichs.“¹⁴⁸

Die „europäische Kultur“ war für Thilenius aber auch der dynamische, der moderne Faktor im Prozess der Veränderung der „Naturvölker“. So registrierte er 1911: „Europäisierung bedeutet raschen Verfall alter Zivilisation, aber auch Erschließung neuer Gebiete.“¹⁴⁹ Einige Jahre später relativierte er die Bedeutung der „Europäisierung“, indem er sie als keine „vereinzelte Erscheinung“ bezeichnete; es habe schon immer Wande-

144 Thilenius, Museum 1916, S. 23.

145 Ebd., S. 25.

146 Ebd.

147 Thilenius, Melanesien II 1903, S. 167.

148 Thilenius, Museum 1916, S. 27.

149 Thilenius, Forschungsreise 1911, S. VIII.

rungen gegeben, die Kulturwandel erzeugt hätten.¹⁵⁰ Zudem trage die „Europäisierung“, die einen stark rationalen Charakter habe, bei der „Zweckmäßigkeit und Wirtschaftlichkeit“ im Zentrum stünde, „keine Gesamtkultur“ der „Europäer“ hinaus, „sondern nur einen Ausschnitt“.¹⁵¹ 1921 prognostizierte er außereuropäische Hochkulturen:

„Wenn Sie an die überraschenden Entwicklungen in West- und Südafrika oder in Holländisch-Indien denken, so besteht kein Zweifel, dass in 3 Generationen in diesem Gebiet nur noch Trümmer von dem vorhanden sein werden, was noch vor 50 Jahren als sogenannte unberührte primitive Kultur galt. Die sogenannte Europäisierung ist eben doch nicht bloß etwas mechanisches, sondern die Aufnahme von Ideen von kritischer Schulung und Bildung. Damit erfolgt von selbst eine Entwicklung aus primitiveren in höherer Kulturstufen, und was entsteht ist nicht eine weisse, sondern eine schwarze oder gelbe Hochkultur [...]“¹⁵²

Noch einmal änderte sich sein Blickwinkel bezüglich der Europäisierung im Jahr 1935. Die Eigenart der außereuropäischen Menschen würde sich erhalten. Es seien die erblichen Anlagen, die deren Konstanz garantieren würden:

„Aber die Menschen sind bei allen Verschiebungen innerhalb der Bevölkerung doch in der Hauptsache dieselben geblieben; man kann die Musikalität des Negers in Afrika oder in New York studieren. Aber die Primitivität tritt zurück gegenüber dem Rationalismus; schon gibt es unter Indianern leistungsfähige Akademiker, unter Afrikanern gute Ärzte oder Anwälte, unter Australiern gewiefte Ingenieure. Mancher mag ein Mischling sein, wie der einstige Führer der amerikanischen Neger, B. Washington, oder der Eroberer Dahomes, der französische Oberst A. Dodds. Sehr viele andere aber sind reinblütig. Verkehrstechnisch gewiß, aber vor allem geistig rücken die Fremden an das alte Europa heran.“¹⁵³

Positionen zur Debatte Kulturrestheorie versus Evolutionismus

Wie von Luschan sprach sich auch Thilenius gegen eine zu rasche Theoretisierung aus.¹⁵⁴ Zum einen hielt er die bisherigen Theorien für noch nicht gesichert. Zum anderen war er mit seinem Selbstverständnis als

150 Thilenius, Museum 1916, S. 27. Siehe dazu auch: Thilenius, Volkskunde 1906.

151 Thilenius, Museum 1916, S. 29f.

152 VKM HH: D3.178.

153 Thilenius, Museum und Besucher 1935, S. 110.

154 Thilenius, Museum und Völkerkunde 1928, S. 5.

Museumsdirektor der Überzeugung, dass ein Museum keiner theoretischen Ausrichtung unterliegen sollte.¹⁵⁵ Obwohl Thilenius an anderer Stelle häufig die Nähe zwischen Museum und Wissenschaft unterstrich, grenzte er bei der Frage der theoretischen Ausrichtung beides eindeutig voneinander ab. Dem Museum wies er die Funktion eines theoriefreien Raumes zu, der damit einer Objektivität gleichgesetzt wurde. Der konstruktivistische Charakter eines Museums blieb außerhalb seines Blickwinkels.

Auch in der Debatte über die evolutionistische versus kulturhistorische Methode wollte Thilenius sich nicht explizit positionieren, attestierte stattdessen beiden Ansätzen Verbesserungsbedarf. Der evolutionistischen Theorie könne man „die unverhältnismäßige Betonung des psychologischen Moments“ vorhalten,¹⁵⁶ die Kultukreislehre vernachlässige den dynamischen Faktor innerhalb einer Kultur: „Die Kulturen sind variabel und nicht grundsätzlich stabil. Die Forschung hat freilich mit einiger Willkür die Kulturelemente herausgegriffen, welche die Verknüpfung von Völkern oder Völkergruppen zu ermöglichen scheinen, also einen theoretischen Gegenwert haben.“¹⁵⁷ Entsprechend müsse es zwar Ziel sein, die Totalität einer Kultur zu studieren,¹⁵⁸ aber die materiellen Ausdrücke, die Ethnographica wären deren Erklärungsschlüssel:

155 Ebd.

156 Ebd., S. 4f. Eine ähnliche Kritik wiederholte er 1931: „Bastians wenig durchgeführte Theorie legt den Nachdruck auf die physischen Vorgänge, minder bedeutsam sind die durch Wanderungen herangetragenen Elemente. Ihr steht Friedrich Ratzels geographische Theorie gegenüber. Nach ihm sind nur ganz wenige und einfache Kulturgüter psychologisch zu erklären, während alle komplizierten Formen von wenigen Seiten ausgingen und sich von Volk zu Volk durch Wanderung verbreiteten.“ Doch auch diese Theorie, wie auch die Ratzels, hat Kritikpunkte. „Da fanden die Museumsethologen, daß innerhalb eines beschränkten Gebietes allen Völkern eine Anzahl von Kulturelementen gemeinsam sind, einen ‚Kultukreis‘ bilden. In einem ganz andern Gebiet fanden sich die gleichen Elemente, also der gleiche ‚Kultukreis‘ zusammen. Daraus zog man den Schluß eines Zusammenhangs, einer ‚Verwandtschaft‘ der beiden Gebiete. ... Die Untersuchung ließ dann Urkulturen, weiterhin primäre und sekundäre fortgeschrittene Kulturen erkennen ... Die Ethnologie ist also von der typologischen Ordnung fortgeschritten zur räumlichen Übersicht und schickt sich an, eine Chronologie zu schaffen. Das alles klingt an die Urgeschichte an, nur daß dieser die Stratigraphie schon früh eine Zeitfolge gab. Allein die chronologischen Fragen der Urgeschichte sind noch nicht alle beantwortet. Auch sie kennt vielerort ein Nebeneinander der Kulturformen und vermutet, daß darunter hier und dort ein Nacheinander verborgen sein könnte.“ Ders., 60 Jahre 1931, S. 5

157 Thilenius, Museum und Völkerkunde 1928, S. 6f.

158 Thilenius, Aufgaben 1928, S. 10.

„Jede Kultur ist [...] Ausdruck einer geistigen Struktur bestimmter Stufe, und das Denkmal ist Ergebnis und Belegstück einer bestimmten geistigen Einstellung lebendiger Menschen [...] ist der Ausdruck einer Idee. Es führt in Tätigkeiten oder Vorstellungen hinein, ordnet sich in gesellschaftliche, wirtschaftliche oder geistige Komplexe der Kultur eines Volkes, das singulär ist.“¹⁵⁹ Das Studium des „Denkmals“ müsse dementsprechend eine überprüfbare Theorie als Ergebnis haben. Dieser Auffassung lag also ein Kultur-Verständnis zugrunde, das nach abfragbaren Gesetzmäßigkeiten im Sinne der Naturwissenschaften funktionierte. Auch die Formen der Vergesellschaftung würden Einblick in die geistigen Haltungen eines „Volkes“ geben: „Den vielen hiernach möglichen Formen, in denen Menschen sich vergesellschaften, entsprechen notwendig bestimmte geistige Strukturen, die sich kulturell als Stufen mit verschiedenen Komplexen von Kulturelementen ausprägen.“¹⁶⁰ Dennoch hätten Kulturen, und dies sah er durch sein Quellenstudium als belegt an, jeweils einen „singulären Charakter“. Dieser sei: „[...] im Volke selbst begründet, derart, daß jedes Volk seine eigentümliche Kultur besitzt und durch den Verkehr mit andern Völkern wohl allerlei annehmen kann, aber durchaus nicht annehmen muß, und in Annahme und Ablehnung seiner Eigenart gemäß handelt.“¹⁶¹ Damit habe jedes „Volk“ eine Individualität, die sich durch Anregungen von außen zwar verändern könne, doch nicht müsse. So könne man auch eine Gesamthaltung einer Gruppe identifizieren, eine sogenannte „Volksseele“, die wiederum Aufschluss über die geistige Struktur des Volkes gäbe. Aber diese „Volksseele“ sei wandelbar und nicht starr.¹⁶² Die Kulturkreislehre sah er daher durchgehend ambivalent: Zwar stimmte er zu, dass bestimmte „Kulturelemente“ von „Nachbar zu Nachbar“ oder durch eine Reise auf „Fremde“ übertragen würden, sofern eine entsprechende Bereitschaft bei der aufnehmenden Kultur vorhanden sei.¹⁶³ Entsprechend hielt er die Kulturkreislehre, die sich darüber hinaus auch in Ausstellungen darstellen ließe,¹⁶⁴ in ihren Ansätzen für richtig und bewertete vor allem ihren Überblickscharakter positiv: „Die Kulturkreislehre besticht durch ihre Übersichtlichkeit und nimmt auch dadurch für sich ein, daß sie nicht gleich viel erklären will, sondern nur eine ‚objektive‘ Methode angibt und anwendet.“¹⁶⁵ Doch insgesamt hielt er eine Theoretisierung auf-

159 Ebd.

160 Ebd., S. 18.

161 Ebd., S. 5.

162 Ebd., S. 9.

163 Thilenius, Museum und Völkerkunde 1928, S. 5.

164 Thilenius, Museum und Besucher 1935, S. 103.

165 Thilenius, Museum und Völkerkunde 1928, S. 4.

grund methodischer Mängel noch für verfrüht: „Überblickt man die Theorien, so ist zwar der Versuch erfreulich, die Fülle der Erscheinungen einheitlich zu ordnen, aber die Fragen, ob allgemeine Gesetzmäßigkeiten bestehen, ob alle heutigen Kulturerscheinungen schließlich Entlehnungen sind, ob die Kultur wirklich autonom ist [...] sind methodisch noch nicht geklärt.“¹⁶⁶ Die Kulturreislehre, so warnte er, sei eben kein „Panacee“, also nicht als eine generelle Lösung zu begreifen, denn: „Bernhard Ankermann spricht es aus: „Aufgabe der Ethnologie ist die Erforschung der tatsächlichen Geschichte der Kultur und ihrer kausalen Bedingungen. Die sogenannte Kulturreismethode will nur den ersten Teil der Aufgabe lösen.“ Zu den kausalen Bedingungen suchen wir den Weg [...]“¹⁶⁷

2.3 Von Luschans und Thilenius' rassentheoretische Auffassungen

Die Entwicklung der neuen Kategorie der „Rasse“

Wenn hier im Folgenden von dem Konzept der „Rasse“ gesprochen wird, soll nicht suggeriert werden, dass es sich dabei um ein homogenes Konstrukt handelt. Tatsächlich wurde der „Rasse“-Diskurs von keiner spezifischen Gruppe von Wissenschaftlern, sondern unterschiedlichen Akteuren wie Kolonialmedizinern, Völkerkundlern bis hin zu „Veteranen der Eugenik“ etc. mit zum Teil divergierenden Inhalten gefüllt.¹⁶⁸ „Rasse“ wurde mit geographischen, religiösen, klassenorientierten Gruppen in Verbindung gebracht.¹⁶⁹ Allerdings war all diesen Entwürfen gemein, dass jeweils biologische Kriterien distinktiv eingesetzt wurden. Daher wird in dieser Abhandlung jeweils von dem (einen) Konzept der „Rasse“ gesprochen.

166 Ebd., S. 5.

167 Thilenius, 60 Jahre 1931, S. 6.

168 Grosse, Kolonialismus, S. 14. Zur Verschränkung der Medizin und des Kolonialismus siehe auch: Wolfgang U. Eckart, Medizin und Kolonialimperialismus. Deutschland 1884-1945, Paderborn 1997.

169 Elazar Barkan, The Retreat of Scientific Racism: Changing Concepts of Race in Britain and the United States between the World Wars, Cambridge 1992, S. 2.

Der „Rasse“-Diskurs bis zur Jahrhundertwende

Erste regelmäßige Verwendung des Begriffes der „Rasse“ verweisen auf das 15. Jahrhundert, wobei hier „Rasse“ keine biologische Abstammung, sondern die Zugehörigkeit zu einem größeren Verband beschrieb.¹⁷⁰

Schon seit dem 17. Jahrhundert war der Begriff der „Rasse“ bereits ein Bestandteil des europäischen Selbstverständnisses, dessen Ausgangspunkt ein Überlegenheitsgefühl war.¹⁷¹ Dabei wurde er bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts zumeist historisch-anthropologisch zum Verweis auf eine „heroische Nationalgeschichte“ und zur Konstituierung von Bevölkerungsgruppen herangezogen, aber von den Begriffen „Nation“ und „Volk“ streng unterschieden.¹⁷² Doch schon in Immanuel Kants Werk „Von den verschiedenen Racen der Menschen“ von 1775 deutet sich die erste Ausnahme von dieser Regel an. Für ihn gab es vier „Rassen“, die u.a. auf dem Merkmal der Haut basierten: eine weiße, eine schwarze, eine rote und eine oliv-farbene.¹⁷³ Seine Publikation gilt deshalb als theoretischer Meilenstein in der Geschichte der Implementierung der physischen Differenz.¹⁷⁴ Als Antithese zu den Ansätzen von Kant sind die Aussagen des Anthropologen Johann Friedrich Blumenbach (1752-1840) zu betrachten, der eine Dissertation „Über die natürlichen Verschiedenheiten im Menschengeschlechte“ verfasste.¹⁷⁵ Er sprach sich darin vehement gegen Kants Klassifizierung der „Rassen“ nach Hautfarbe, beobachtetem Temperament und Haarbeschaffenheit

170 Geulen, Wahlverwandte, S. 47f.

171 Die Vielfältigkeit und Komplexität des europäischen Selbstverständnisses hat neben anderen insbesondere Hartmut Kaelble erforscht. Dabei hat er u.a. darauf hingewiesen, dass eine Spielart des europäischen Überlegenheitsgefühls auch „biologisch-rassistisch“ fundiert war. Siehe hierzu: Hartmut Kaelble, Das europäische Selbstverständnis und die europäische Öffentlichkeit im 19. und 20. Jahrhundert, in: ders./Martin Kirsch/Alexander Schmidt-Gernig (Hg.), Transnationale Öffentlichkeit und Identitäten im 20. Jahrhundert, Frankfurt a. M. 2002, S. 91; ders., Europäer über Europa. Die Entstehung des europäischen Selbstverständnisses im 19. und 20. Jahrhundert, Frankfurt a. M. 2001, S. 27ff. und S. 52ff. Siehe zu diesem Aspekt auch: Fatima El-Tayeb, Schwarze Deutsche. Der Diskurs um „Rasse“ und nationale Identität 1890-1933, Frankfurt a. M./New York 2001, S. 56.

172 Geulen, Wahlverwandte, S. 55f.

173 Zantop, Colonial fantasies, S. 68; Walter Demel, Wie die Chinesen gelb wurden – Ein Beitrag zur Frühgeschichte der Rassentheorien, in: Historische Zeitschrift 225 (1992), S. 648f.

174 Immanuel Kant, Von den verschiedenen Racen der Menschen, Königsberg 1775.

175 Zantop, Colonial fantasies, S. 68f. Siehe: Johann Friedrich Blumenbach, Über die natürlichen Verschiedenheiten im Menschengeschlechte, Leipzig 1798.

aus.¹⁷⁶ Doch auch er identifizierte vier verschiedene Variationen der Menschheit: Indo-Europäer, Asiaten, Afrikaner und Südamerikaner.¹⁷⁷ Vor allem etablierte er die Schädelform als ein wesentliches „Rassemerkmal“, welches später von dem Anatomen Anders Retzius (1796-1860) mit dem „Längen-Breiten-Index“¹⁷⁸ zum messbaren Faktor umgewandelt wurde. Zudem etablierte sich mit ihm die Unterscheidung in „Dolichocephalen“ (Langköpfige) und „Brachycephal“ (Kurzköpfige), wobei erstere als höherwertig eingestuft wurden.¹⁷⁹

Ab der Mitte des 19. Jahrhunderts lieferten die verschiedensten Wissenschaften wie die Medizin, die Geographie und auch die Völkerkunde biologische, geistige sowie kulturelle Argumente zur Fundamentierung einer Ideologie, die die Dominanz der „weißen Rasse“ antizipierte.¹⁸⁰ Als ein grundlegendes Werk für die Etablierung des „Rasse“-Konzeptes gilt in diesem Zusammenhang das in den Jahren 1853 bis 1856 erschienene vierbändige Werk von Arthur de Gobineau (1816-1882), „Essai sur l'inégalité de races humaines“.¹⁸¹ Für Gobineau war die „Rassenmischnung“ von reinen „Rassen“ mit „minderwertigen Rassen“ der Grund für einen politischen und kulturellen Verfall, der zum Untergang der „Kulturwelt“ führen musste. Er identifizierte drei „Rassen“: die schwarze, gelbe und weiße „Rasse“; doch nur letzterer, insbesondere der „arischen Varietät“ billigte er kultur- und zivilisationsschöpferische Fähigkeiten zu.¹⁸² Die selektionstheoretische Deszendenz-Theorie seines Zeitgenossen Charles Darwin (1809-1882) lehnte Gobineau hingegen kategorisch ab.¹⁸³ Dieser hatte in seinem 1859 erschienenen Werk „The Origin of Species“¹⁸⁴ das Prinzip der „natural selection“¹⁸⁵ entwickelt,

176 Zantop, Colonial fantasies, S. 70.

177 Ebd., S. 70f.; Demel, Wie die Chinesen, S. 650f.

178 Darunter wurde das Verhältnis der Schädelbreite zur Schädlänge in Prozent verstanden. Lösch, Rasse, S. 27f.

179 Geisenheimer, Rasse, S. 268f.

180 Gründer, „da“, S. 225.

181 Arthur de Gobineau, *Essai sur l'inégalité de races humaines*, Paris 1853-56.

182 El-Tayeb, Schwarze Deutsche, S. 21; Peter Emil Becker, Sozialdarwinismus, Rassismus, Antisemitismus und Völkischer Gedanke. Wege ins „Dritte Reich“, Bd. 2, Stuttgart/New York 1990, S. 19ff.

183 El-Tayeb, Schwarze Deutsche, S. 22.

184 Charles Darwin, *The Origin of Species by means of natural selection: or the preservation of favored races in the struggle for life*, London 1859.

185 Der Begriff der „natural selection“ war heftig umstritten und führte häufig zu Missverständnissen. Darwins Versuch, den Begriff durch den der „natural preservation“ zu ersetzen, blieb jedoch erfolglos. Siehe dazu: Jürgen Rieß, Charles Darwin und die Evolutionstheorie, in: Bodo-Michael Baumunk/Jürgen Riess (Hg.), *Darwin und Darwinismus. Eine Ausstellung zur Kultur- und Naturgeschichte*, Berlin 1994, S. 71.

nachdem sich nur die besten (männlichen) Individuen durchsetzen würden. Aufgrund seiner Konformität zum ökonomischen und politischen Liberalismus sowohl in England als auch in Deutschland fand dieser Ansatz rasche Anerkennung.¹⁸⁶ Während Gobineaus Ansatz also die Ungleichheit und -wertigkeit der „Rassen“ voraussetzte, war dies für den frühen Sozialdarwinismus nur das Ergebnis des Überlebenskampfes.¹⁸⁷ Trotzdem verschmolzen „[...] gegen Ende des 19. Jahrhunderts gobi-nistische und sozialdarwinistische Ansätze zu synkretistischen Rassen-theorien.“¹⁸⁸ Forscher begannen die Theorien Gobineaus und Darwins miteinander zu koppeln, erklärten soziale Zustände durch Naturgesetze bedingt. Der Kampf zwischen den „Rassen“ um die jeweilige Vorherr-schaft erschien jetzt als natürliche und logische Folge ihrer unterschied-lichen Wertigkeit.¹⁸⁹ In diesem Zusammenhang entwickelte der britische Naturforscher Francis Galton (1822-1911) im Jahr 1883 die Idee der Eugenik bzw. Rassenhygiene.¹⁹⁰ Er verstand darunter eine Wissenschaft, „[...] die sich mit allen Einflüssen befaßt, welche die angeborenen Ei-genschaften einer Rasse verbessern und welche diese Eigenschaften zum größtmöglichen Vorteil der Gesamtheit zur Entfaltung bringen.“¹⁹¹ Hauptsächliches Anliegen der Eugenik war die Sorge um eine gesunde Nachkommenschaft.¹⁹² Dabei war sie weniger ein ausgereiftes Konzept mit spezifischen wissenschaftlichen Prinzipien als eine „moderne“ Form, über soziale Probleme zu reden.¹⁹³ Mit ihr ließ sich Gesellschaft als organischer Körper darstellen, der nach biologischen Gesetzen funk-tionierte. Dabei bot sie, um den „Volkskörper“ zu retten, einen wissen-schaftlich gestützten Weg für rassische Praktiken wie die Sterilisation und Eheverbote an,¹⁹⁴ womit das individuelle Recht der Reproduktion dem Recht eines abstrakten organischen Kollektivs untergeordnet wurde:¹⁹⁵ „Verbrecher“, „Asoziale“ und „Entartete“ wurden als „Feinde“ des „Volkskörpers“ identifiziert. Doch nur durch eine exakte wissen-schaftliche Erfassung der gesamten Bevölkerung, auf dessen Grundlage eine Klassifizierung und Deklaration der Normalität als auch Abnorma-

186 Siehe dazu auch: Sieferle, Sozialdarwinismus, S. 134.

187 Schmuhl, Eugenik, S. 147.

188 Ebd., S. 147.

189 El-Tayeb, Schwarze Deutsche, S. 22.

190 Hans-Walter Schmuhl bezeichnet die „Rassenhygiene“ als eine „deut-sche Spielart der Eugenik“. Schmuhl, Eugenik, S. 145.

191 Francis Galton, *Inquiries into human faculty and its development*, Lon-don 1883. Siehe dazu auch: Kaufmann, Eugenik, S. 347.

192 Vossen, Gesundheitsämter, S. 37.

193 Dikötter, Race, S. 467ff.

194 Ebd.; Vossen, Gesundheitsämter, S. 38.

195 Dikötter, Race, S. 467ff.

lität möglich wäre, ließe sich eben dieser Gefahr der Abweichungen begreifen.¹⁹⁶ Die aus diesen Gedanken folgende Notwendigkeit einer „Biologisierung der Gesellschaft“ wurde dann auch von anderen Wissenschaftszweigen wie der Sozialanthropologie, Sexualwissenschaft, Kriminologie erkannt, um sich gleichzeitig als legitime Basis der erforderlichen staatlichen Reaktion selbst zu empfehlen.¹⁹⁷ Weiteren Aufschwung erhielt die Diskriminierung bestimmter Gruppen der Gesellschaft mit der deutschen Übersetzung von Cesare Lombrosos (1835-1909) „L'uomo delinquente“ („Neue Fortschritte in den Verbrecherstudien“) im Jahr 1886.¹⁹⁸ Das von Lombroso aufgegriffene Thema der Kriminalität erregte europaweit Aufmerksamkeit und erfuhr auch im deutschen Reich eine starke Popularität.¹⁹⁹ Er formulierte die These, dass es eine „Rasse“ der Kriminellen geben würde, die von Naturgewalten beherrscht, furchtbare Taten begehen würden.²⁰⁰ Kriminalität wäre demnach angeboren und vererbbar.²⁰¹ Besonderheiten in der körperlichen Erscheinung indizierten demnach fast immer eine „Perversion des moralischen Empfindens“.²⁰² Kriminalität und sexuelle Abweichungen wären „Zeichen einer angeborenen Degeneration“.²⁰³ Auch wenn dieser Ansatz bereits um die Jahrhundertwende als widerlegt galt, fand die „Theorie des geborenen Ver-

196 El-Tayeb, Schwarze Deutsche, S. 172.

197 Ebd., S. 172f. Politisch vertrat diese Thesen dann u.a. der französische Sozialdarwinist Georges Vacher de Lapouge (1854-1936), der als Ausweg aus dem antizipierten Kulturuntergang eugenische Maßnahmen wie die Sterilisationen von „Minderwertigen“ sowie die Züchtung von „Hochwertigen“ empfahl. Siehe: Georges Vacher de Lapouge, *L'aryen, son rôle social*, Paris 1899. Siehe dazu auch: Dikötter, Race, S. 55; El-Tayeb, Schwarze Deutsche, S. 23f. Zur Konstruktion des „Kriminellen“ durch die Kriminalisten, siehe: Peter Becker, Von der Biographie zur Genealogie: Zur Vorgeschichte der Kriminologie als Wissenschaft und diskursive Praxis, in: Jürgen Schlumbohm/Hans Erich Bödeker/Peter Reill (Hg.), *Wissenschaft als kulturelle Praxis*, Göttingen 1999, S. 347.

198 Cesare Lombroso, *Neue Fortschritte in den Verbrecherstudien*, Gera 1886.

199 Für einen kurzen Überblick über das Leben von Cesare Lombroso siehe: Rainer Brömer, Evolution und Verbrechen, in: Bodo-Michael Baumunk/Jürgen Riess (Hg.), *Darwin und Darwinismus. Eine Ausstellung zur Kultur- und Naturgeschichte*, Berlin 1994, S. 128-133.

200 Gerd Schrader, Der unschuldige Verbrecher. Zur Geschichte der Kriminanthropologie, in: Rotraut Fischer/Gerd Schrader/Gabriele Stumpp, *Natur nach Mass. Physiognomik zwischen Wissenschaft und Ästhetik*, Marburg 1989, S. 59.

201 Steven Jay Gould, *Der falsch vermessene Mensch*, Frankfurt a. M. 1988, S. 129ff.

202 Schrader, Der unschuldige Verbrecher, S. 61.

203 Schrott, Zur Biologisierung, S. 102f.

brechers“ immer wieder Anwendung.²⁰⁴ Houston Stewart Chamberlains (1855-1927) auf Gobineaus Ideen fußendes Werk „Die Grundlagen des neunzehnten Jahrhunderts“²⁰⁵ von 1899 trug dann dazu bei, „Rasse“-Fragen zu einem gängigen Diskussionsthema in den deutschen Salons und wissenschaftlichen Kreisen zu machen. Laut Hans-Walter Schmuhl repräsentierte es eine „kulturpessimistische Interpretation des säkularen Modernisierungsprozesses“.²⁰⁶ Für Chamberlain war „Rasse“ nicht ein primitives, schon existierendes Phänomen, sondern ein konstruierter Mythos, ein Ideal, das durch Selektion erreicht werden sollte.²⁰⁷ Eine gewisse „Blutmischung“ interpretierte er dabei nicht als Nach- sondern als Vorteil.²⁰⁸ Zu diesem Zeitpunkt (1898 bis 1901) erschien auch das bereits erwähnte Buch Gobineaus als „Versuch über die Ungleichheit der Menschenrassen“²⁰⁹ in der deutschen Übersetzung von Ludwig Schemann (1852-1938).²¹⁰ – Eine Zeit, in der konservativer Nationalismus und politischer Antisemitismus Konjunktur hatten.²¹¹

Ausgehend von solchen Überlegungen fanden biologistische Deutungen zunehmend auch Eingang in die Handlungsebene des europäischen Kolonialismus.²¹² Birthe Kundrus konstatiert, dass in der ersten Phase der Kolonialeroberung noch kein rassistisches Denken vorgelegen hätte: „Erst ab der Jahrhundertwende und für die Kolonialdebatte verstärkt mit und nach den Kriegen scheinen sich diese Haltungen radikaliert zu haben und dann auch mehrheitsfähig geworden zu sein.“²¹³ War bereits die evolutionistische Theorie mit ihrer Polarisierung in „Natur-“ und „Kulturvölker“ Voraussetzung (und später wiederum Ergebnis) des Kolonialismus gewesen, so verstärkte die sozialdarwinistische Axiomatik mit ihrer Differenzierung in niedergehende und aufstrebende Nationen nun die Legitimation der kolonialen Herrschaft und verlieh ihr

204 Schrader, Der unschuldige Verbrecher, S. 73.

205 Houston Stewart Chamberlain, Die Grundlagen des neunzehnten Jahrhunderts, München 1899.

206 Schmuhl, Eugenik, S. 147.

207 Siehe dazu auch: Massin, From Virchow, S. 131; Becker, Sozialdarwinismus, S. 189f.; Geulen, Wahlverwandte, S. 175ff.

208 Schulte-Althoff, Rassenmischung, S. 55.

209 Arthur de Gobineau, Versuch über die Ungleichheit der Menschenrassen, Stuttgart 1898-1901.

210 Als fanatischer Anhänger Gobineaus gründete Schemann 1894 die Gobineau-Vereinigung und 1906 das Gobineau-Museum und Gobineau-Archiv in Straßburg. Schemann übersetzte nicht nur den „Essai“, sondern das gesamte Oeuvre von Gobineau ins Deutsche. Siehe: Puschner, Die völkische Bewegung, S. 78ff.

211 Proctor, From Anthropologie, S. 142f.

212 Grosse, Kolonialismus, S. 18.

213 Kundrus, Moderne Imperialisten, S. 144.

zugleich eine neue, rassistisch begründete Argumentation.²¹⁴ Die Übernahme sozialdarwinistischer Ideen in die Kolonialpolitik strukturierte auch den Umgang mit den Kolonisierten. Enteignungen, Deportationen, Auspeitschungen etc. ließen sich nun leichter als Mittel der „zivilisatorischen Mission“ legitimieren.²¹⁵

Der „Rasse“-Diskurs nach der Jahrhundertwende

Dass am Ende des 19. und im beginnenden 20. Jahrhundert das Konzept der „Rasse“ eine enorme Popularität erfuhr, hatte vielfältige Ursachen. Wichtig erscheint, dass sie u.a. eine vielfältige Kompensations- und Projektionsfläche bot. Über den Gedanken an eine „rassistische Blutsgemeinschaft“ ließ sich eine gesellschaftliche Entsolidarisierung abgelten, eine heterogene Gesellschaft konkretisieren, aber auch die Menschheitsgeschichte erklären.²¹⁶ Dabei wirkte der von Benoit Massin ab der Jahrhundertwende konstatierte „Boom“ des „rassistischen“ Denkens auch in andere gesellschaftliche Bereiche hinein.²¹⁷ „Rasse“ wurde nun in Zeitungsberichten, auf Reklamebildern, aber auch im intellektuellen Milieu thematisiert.²¹⁸ Auch in der Völkerkunde und der Anthropologie fand ein entsprechendes Konzept Eingang. Für diese Wissenschaften war insbesondere die Wiederentdeckung der Mendelschen Gesetze um 1900 bedeutsam, nach denen Merkmale oder Eigenschaften einer Elterngeneration als unveränderliche Einheiten an die Nachfolgegeneration in einem konstanten Häufigkeitsverhältnis weitergegeben werden. Die Renaissance dieser Theorie bot eine Struktur für die Feststellung als auch Interpretation der „rassistischen“ Differenzen an.²¹⁹ Die Auslöser für diese Entwicklung waren dabei jeweils miteinander verschrankt und wechselseitig rückkoppelnd, wie sich dies an verschiedenen Ereignissen dieser Zeit sehr deutlich erkennen lässt. Repräsentativ werden hier vier Vorgänge aus verschiedenen gesellschaftlichen Segmenten vorgestellt, die dem Konzept der „Rasse“ jeweils einen deutlichen Auftrieb gaben: die Krupp-Ausschreibung zur „Descendenztheorie“, der Krieg gegen die Herero in „Deutsch-Südwestafrika“ (dem heutigen Namibia), die im Zuge der deutschen Kolonialpolitik verabschiedeten sogenannten „Ras-

214 Siehe dazu auch: Gründer, „da“, S. 222.

215 El-Tayeb, Schwarze Deutsche, S. 77.

216 Ebd., S. 56.

217 Massin, From Virchow, S. 126.

218 David M. Ciarlo, Rasse konsumieren. Von der exotischen zur kolonialen Imagination in der Bildreklame des Wilhelminischen Kaiserreichs, in: Birthe Kundrus (Hg.), Phantasiereiche. Zur Kulturgeschichte des deutschen Kolonialismus, Frankfurt a. M. 2003, S. 135ff.

219 Proctor, From Anthropology, S. 145f. Siehe dazu auch: Senglaub, Neue Auseinandersetzungen, S. 558-581.

senmischungsgesetze“ bzw. „Mischehen“-Verbote in den deutschen Kolonien sowie die Forschungen und Publikation von Eugen Fischer über die „Rehobother Bastards“. So fanden beispielsweise die Ereignisse in „Deutsch-Südwestafrika“ sowie die von Fischer produzierten „wissenschaftlichen Fakten über die Rassenmischung“ ihre direkte Umsetzung in einer neuen kolonialen Gesetzgebung.²²⁰ Die im Reichstag dazu geführte Debatte wirkte wiederum auf die Themenstellung der Anthropologentage von 1909 und 1913 zurück,²²¹ womit sie letztlich auch Auswirkungen auf die Publikation über die „Rehobother Bastards“ und deren Wirkung hatte.

Der darwinistische Ansatz mit dem Prinzip des „natural selection of the fittest“ erhielt zunächst um 1900 durch das von dem Großindustriellen Friedrich Krupp ausgeschriebene Preisausschreiben eine neue Aktualität.²²² In diesem Wettbewerb sollte die Frage „Was lernen wir aus den Prinzipien der Descendenztheorie in Beziehung auf die innerpolitische Entwicklung und Gesetzgebung der Staaten?“ beantwortet werden. Krupp erhoffte sich eine wissenschaftliche Studie, die Darwins Evolutionslehre auf die gesellschaftliche und soziale Situation anwandte und damit als Gegenkonzept zu den revolutionären Gedanken des Sozialismus wirken konnte.²²³ Das öffentlichkeitswirksam diskutierte Preisausschreiben gewann Wilhelm Schallmayer (1857-1919) mit seiner Arbeit über die „Vererbung und Auslese im Lebenslauf der Völker“.²²⁴ In der 1903 publizierten Arbeit vertrat er die These von August Weisman, nach dem die Vererbung erworbener Eigenschaften unmöglich sei und daher eugenische Maßnahmen (wie z.B. Sterilisationen) des Staates geboten seien.²²⁵ Den zweiten Preis des Wettbewerbs gewann Ludwig Woltmann (1871-1907) mit seiner Arbeit „Politische Anthropologie“, in der er als Antrieb für die menschliche Entwicklung die natürliche Selektion identifizierte.²²⁶ Woltmann, Mediziner, SPD-Mitglied und ehemaliger Schüler Gobineaus, gründete 1902 die Zeitschrift Politisch-Anthropologische Revue, in der die Darwinsche Evolutionstheorie in al-

220 Siehe dazu auch: El-Tayeb, Schwarze Deutsche, S. 140.

221 Schulte-Althoff, Rassenmischung, S. 73.

222 Vossen, Gesundheitsämter, S. 41f.

223 Siehe dazu auch: Alfred Kelly, The Descent of Darwin: the Popularization of Darwinism in Germany, 1860-1914, Chapel Hill 1981, S. 100ff.

224 Vossen, Gesundheitsämter, S. 42; sowie: El-Tayeb, Schwarze Deutsche, S. 27; Sheila Faith Weiss, The Race Hygiene Movement in Germany 1904-1945, in: Mark A. Adams (Hg.), The Wellborn Science: Eugenics in Germany, France, Brazil, and Russia, Oxford 1990, S. 20ff.

225 Geulen, Wahlverwandte, S. 86.

226 Ebd., S. 182f.

len ihren Facetten diskutiert wurde.²²⁷ Die Zeitschrift avancierte schnell zu einer Art Gegenschrift der Zeitschrift Archiv für Rassen- und Gesellschaftsbiologie, des Organs der Gesellschaft für Rassenhygiene.²²⁸ Mit diesen beiden Zeitschriften waren neue Sprachorgane für eine biologische Argumentation geschaffen und zugleich eine Grenze zwischen „gemäßigen“ und „radikalen“ Sozialdarwinisten markiert worden – auch wenn sich beide Flügel ideologisch sehr nahe standen.²²⁹

Der Offizier Lothar von Trotha (1848-1920) beantwortete 1904 die Auflehnung der in der wichtigsten deutschen Kolonie „Deutsch-Südwestafrika“ heimischen Herero in extrem brutaler Weise: Nachdem die Medien die ehemals als „Kulturmission“ bezeichnete Kolonialisierung bereits zum „Rassenkampf“ erklärt hatten, befahl er die Vertreibung der Herero in die Wüste, wo sie qualvollst verdursteten.²³⁰ Obwohl von Trotha daraufhin unter scharfe Kritik durch weite Teile der deutschen Öffentlichkeit geriet, befürwortete Reichskanzler von Bülow noch mehr als zwei Monate später das weitere Vorgehen seines Oberbefehlshabers.²³¹ Die Ablösung von Trothas durch Friedrich von Lindequist (1862-1945) erfolgte erst ein gutes Jahr später. Dieser hatte von Trotha zwar als unmenschlich kritisiert, erließ aber dennoch für die wenigen überlebenden Herero seine sogenannten „Eingeborenenverordnungen“, die das sozialdarwinistische Prinzip als „das Recht des Stärkeren“ weiter fundamentierte.²³²

So verbot von Lindequist 1906 eigenmächtig sogenannte „Misch-elen“. Dieses Verbot sieht Sebastian Conrad als einen Höhepunkt der

227 Ebd., S. 182.

228 Proctor, From Anthropology, S. 143; Maria Günther, Die Institutionalisierung der Rassenhygiene an den deutschen Hochschulen vor 1933, Mainz 1982, S. 5.

229 El-Tayeb, Schwarze Deutsche, S. 27. Für die „gemäßigte“ Linie stand dabei die Zeitschrift Politisch-Anthropologische Revue, während die eher „radikale“ Linie durch die Zeitschrift Archiv für Rassen- und Gesellschaftsbiologie repräsentiert wurde.

230 Van Laak, Deutschland in Afrika, S. 8; Jürgen Zimmerer, Krieg, KZ und Völkermord in Südwestafrika. Der erst deutsche Genozid, in: ders./Joachim Zeller (Hg.), Völkermord in Deutsch-Südwestafrika. Der Kolonialkrieg (1904-1908) in Namibia und seine Folgen, Berlin 2003, S. 60. Siehe dazu auch: Thoralf Klein/Frank Schumacher (Hg.), Kolonialkriege. Militärische Gewalt im Zeichen des Imperialismus, Hamburg 2006.

231 Cornelia Essner, Zwischen Vernunft und Gefühl. Die Reichstagsdebatten von 1912 um koloniale „Rassenmischehe“ und „Sexualität“, in: Zeitschrift für Geschichtswissenschaft 45 (1997), S. 504.

232 El-Tayeb, Schwarze Deutsche, S. 81ff.

„Politik der Segregation“.²³³ Zwar war 1900 durch das Berliner Kolonialamt die Rechtsgültigkeit von Ehen zwischen Deutschen und Nichteuro- päern bestätigt worden, doch verfolgte man die Umsetzung dieser Regelung nicht. Den Gouverneuren in den Kolonien ließ man vielmehr freie Hand in dieser Frage, so dass derartige Heiraten später in drei Kolonien verboten wurden, jeweils mit der Begründung, das koloniale System dürfe nicht durch „Rassenmischung“ gefährdet werden.²³⁴ 1912 wurde das Heiratsverbot dann heftig im Reichstag debattiert. Die Sexualität bzw. Ehe zwischen Menschen verschiedener „Rassen“ beunruhigte, „[...] da sie in diesem Fall die Kombination ungleicher Substanzen symbolisiert, die ‚Blut und Boden‘ des kolonisierenden Staates gefährden.“²³⁵ Die Kolonialverwaltung fürchtete die Konsequenzen der Eheschließung zwischen Kolonisten und Kolonisierten in politischer, sozialer und rechtlicher Hinsicht. Vor allem wollte man den Kindern aus diesen Ehen nicht die deutsche Staatsbürgerschaft gewähren.²³⁶ Die „Mischlinge“ sollten den Status der „Eingeborenen“ erhalten. „Zwischen Kolonisierenden und Kolonisierten sollte eine neue, und zwar juristische Trennlinie den systemnotwendigen Antagonismus aufrechterhalten, nachdem der herrschaftssichernde Farbunterschied seine Evidenz und rechtliche Eindeutigkeit zu verlieren begonnen hatte.“²³⁷ Oder anders formuliert: die Kinder aus den Verbindungen zwischen „Weißen“ und „Schwarzen“ unterliefen die bisherige, den kolonialen Machtanspruch legitimierende, konstruierte farbliche Polarität.²³⁸ Als Konsequenz aus den Diskussionen erklärte Kolonialstaatssekretär Solf dann zwar bereits geschlossene „Mischehen“ für gültig, verbot aber zugleich zukünftige „Mischheiraten“. „Mischlinge“ wurde bei Bestehen eines „Kulturexamens“ der Status von „Weißen“ zugestanden.²³⁹ Im Zuge der Debatte um die „Mischehen“ und die „Rassenmischung“ wurde im Parlament ein rassisches Bedrohungsszenario entworfen, dem sich kaum ein Teilnehmer entziehen konnte.²⁴⁰ Ob diese Debatte allerdings als Ausdruck einer

233 Sebastian Conrad, Regimes der Segregation. Kolonialismus, Recht und Globalisierung, in: Rechtsgeschichte (Zeitschrift des Max-Planck-Institutes), Bd. 4 (2004), S. 201.

234 Schulte-Althoff, Rassenmischung, S. 60f.

235 Essner, Zwischen Vernunft, S. 506ff.

236 Schulte-Althoff, Rassenmischung, S. 61f.

237 Ebd., S. 62.

238 Jürgen Zimmerer, Der koloniale Musterstaat? Rassentrennung, Arbeitszwang und totale Kontrolle in Deutsch-Südwestafrika, in: ders./Joachim Zeller (Hg.), Völkermord in Deutsch-Südwestafrika. Der Kolonialkrieg (1904-1908) in Namibia und seine Folgen, Berlin 2003, S. 28ff.

239 Schulte-Althoff, Rassenmischung, S. 78.

240 Essner, Zwischen Vernunft, S. 518; Katrin Roller, „Wir sind Deutsche, wir sind Weiße und wollen Weiße bleiben“ – Reichstagsdebatten über

„kollektiven Untergangssangst“ der deutschen Kolonisten interpretiert werden kann, lässt sich hier nicht einschätzen.²⁴¹ Viel bedeutsamer erscheint in diesem Zusammenhang, dass sich in dieser Debatte eine neue Qualität im politischen Sektor offenbarte: Nun wurde die Ehe bzw. Sexualität und Fortpflanzung, wenn sie zwischen zwei verschiedenen „Rassen“ stattfand, erstmals zum Gegenstandsbereich der Politik.²⁴²

Ein weiteres Beispiel für die gegenseitige Befruchtung des öffentlichen und wissenschaftlichen Diskurses zu der „Mischlingsfrage“ stellt das Wiederaufflammen der Debatte anlässlich der 1913 erfolgten Publikation der Studie des Anatomen und Anthropologen Eugen Fischer „Die Rehobother Bastards und das Bastardisierungsproblem beim Menschen“ dar.²⁴³ Die Schrift wurde in Fachkreisen vielfach diskutiert, fand breite Akzeptanz und wurde mit dem „Mies’schen Preis“ der Anthropologischen Gesellschaft ausgezeichnet. Fischer hatte die Anwendbarkeit der Mendelschen Gesetze bereits im Jahre 1908 genau in einer der Gemeinden untersucht, der das „Mischehe-Verbot“ zwischen „Hottentotten“ und „Buren“ gegolten hatte, in Rehoboth südlich von Windhoek.²⁴⁴ Er hatte zu beweisen versucht, dass sich körperliche Eigenschaften nach den Mendelschen Gesetzen vererben.²⁴⁵ Zu seiner Forschung äußerte er sich wie folgt:

„Die Aufgabe, die ich mir stellte, war eine Untersuchung des Bastardvolkes, um Material zur Frage der Rassenmischung, also der Kreuzung und Vererbung beim Menschen zu bekommen. [...] Mein Material bestand nun aus 310 anthropologisch untersuchten Individuen, Männer, Weiber und Kinder und aus gegen 300 photographischen Aufnahmen. Dazu kommen die durch Abfragen

koloniale „Rassenmischung“, in: Ulrich von der Heyden/Joachim Zeller (Hg.), Kolonialmetropole Berlin. Eine Spurensuche, Berlin 2002, S. 73-79.

- 241 Grosse, Kolonialismus, S. 145ff. Dabei hätten diese „hypertrophierenden Ängste“ nichts mit der Realität zu tun gehabt, denn die sogenannten „Mischlinge“ hatten z.B. in den Befreiungsbewegungen keine herausragende Rolle gespielt. Siehe dazu: Schulte-Althoff, Rassenmischung, S. 94.
- 242 Essner, Zwischen Vernunft, S. 518.
- 243 Eugen Fischer, Die Rehobother Bastards und das Bastardisierungsproblem beim Menschen, Graz 1961. Das 1913 zuerst erschienene Werk wurde 1961 neu aufgelegt. Im Vorwort dieser Ausgabe hieß es: „Darüber hinaus ist Eugen Fischers Werk nicht nur für den Anthropologen bedeutsam, sondern im weiteren Sinne für jeden Biologen; wurde doch darin erstmalig der exakte Nachweis erbracht, daß normale menschliche Eigenschaften im Erbgang den Mendelschen Regeln folgen.“
- 244 Essner, Zwischen Vernunft, S. 518.
- 245 Gessler, Eugen Fischer, S. 18; Essner, Zwischen Vernunft, S. 518f.

und Akten-(Taufregister-)Studium erlangten 23 Stammbäume, aus denen ich einige 50 Ahnentafeln konstruieren konnte. Skelettmaterial war leider nicht zu erlangen; auf dem derzeitigen, christlichen Bastardfriedhof zu graben, war natürlich ausgeschlossen, zweimal grub ich nachts auf verschiedenen verlassenen Begräbnisstätten nach, aber die Knochenreste waren vollkommen unbrauchbar, zu kleinen Stückchen zerfallen.“²⁴⁶

Um seine anthropologischen Vermessungen durchführen zu können, hatte Fischer vor Ort morgendliche Sprechstunde unter der Bedingung abgehalten, dass er nach der Behandlung des Kranken dessen Familie anthropologisch untersuchen durfte.²⁴⁷ Da seine Untersuchungsobjekte sich allerdings nicht entkleiden wollten, hatte er sich auf die Vermessung der Kopf- und Gesichtsmaße reduzieren müssen. Nachmittags hatte er anthropologische Fotos angefertigt.²⁴⁸ Außerdem hatte er u.a. Stammbäume, die Sozialstruktur und die Ökonomie studiert.²⁴⁹ Wie Fischer berichtete, hätte er die „Rehobother Bastards“ durch „Glück und Zufall“ für seine Untersuchung entdeckt.²⁵⁰ Dies entsprach allerdings nicht der Wahrheit, denn bereits von Luschan hatte sich drei Jahre zuvor in Südafrika mit den physischen und sprachlichen Ähnlichkeiten zwischen „Hottentotten“ und „Buschmänner“ sowie mit den „Mischlingen“ beschäftigt und darüber in der Zeitschrift für Ethnologie publiziert.²⁵¹ In diesem Aufsatz von 1906 hatte von Luschan zur Klärung der „Mischlingsfrage“ das Studium der „Mischlinge“ von „Hottentotten“ und „weissen Einwanderern“ empfohlen. Seine Beobachtung wäre bisher, dass bei den Nachfahren der „reine Hottentottentyp“ wieder auftauche, also eine „Entmischung“ vorläge.²⁵² Um Streitigkeiten darüber vorzubeugen hatte Eugen Fischer in einem Brief vom 4. April 1908 an von Luschan geschrieben: „Vielen Dank für Ihren letzten Brief + die ausführliche Antwort auf meine Anfrage. Sind Sie mir böse, wenn ich doch noch an meinem Gedanken + Plan festhalte? Ich [...] sehe eine Untersuchung gerade unserer Südwestafrika-Bastards als so ganz besonders günstig für mich an.“²⁵³ Am 13. April 1911 bat er von Luschan sogar: „[...] ob Sie mir nicht aus Ihren Messungen den durchschnittlichen L-Br-Ind. [Abkürzung für Län-

246 Eugen Fischer, Die Rehobother Bastards und das Bastardisierungsproblem beim Menschen, Graz 1961, S. 57f.

247 Lösch, Rasse, S. 62f.; Kathrin Roller, Der Rassenbiologe Eugen Fischer, in: Ulrich von der Heyden/Joachim Zeller (Hg.), Kolonialmetropole Berlin. Eine Spurenreise, Berlin 2002, S. 130ff.

248 Lösch, Rasse, S. 63f.

249 El-Tayeb, Schwarze Deutsche, S. 85.

250 Lösch, Rasse, S. 56f.

251 Von Luschan, Bericht über eine Reise 1906, S. 863-904.

252 Ebd., S. 868f.

253 SbB-PK: Nachlass von Luschan: Fischer, Eugen, Bl. 33.

gen-Breiten-Index, A.d.V.] zum Gesichtsindex Ihrer Hottentotten angeben wollten. Ich hätte so gerne für die hottentottische Elternseite meiner Bastards über diese Maße eine breitere Basis [...].²⁵⁴ Obwohl er in seinem Menschenexperiment nicht wie Mendel mit erwiesenermaßen „reinrassigen Stammrassen“ gearbeitet, sondern diese einfach vorausgesetzt hatte, zog Fischer den Schluss, dass „Rassenmerkmale“ „mendeln“ würden.²⁵⁵ Die ehemals „somatischen Einheiten“ (d.h. charakteristischen Körpermerkmale), die nach Joseph Deniker (1852-1918) die „Rasse“ konstituiert hatten, wurden bei ihm mit „Erbeinheiten“ identifiziert. Oder anders formuliert: die „Rassenmerkmale“ der Anthropologie sah er als „Erbmerkmale“ bzw. „erbliche Rassenmerkmale“.²⁵⁶ Damit konnten für Fischer also allein durch Kreuzungen keine neuen „Rassen“ entstehen. Nur anatomische Kennzeichen wie Augen-, Haar- und Hautfarbe etc. würden sich bei einer Kreuzung von „Europäern“ und „Hottentotten“ entsprechend den Mendelschen Regeln vererben,²⁵⁷ traten also analog dem Prinzip der „Entmischung“ von von Luschan in der zweiten Nachfolgegeneration wieder auf. (Auf diesen theoretischen Ansatz von von Luschan wird im Folgenden noch eingegangen werden.) Gleichzeitig vertrat Fischer die These, dass „Mischlinge“ genetisch „minderwertig“ wären.²⁵⁸ Zwar konstatierte er bei „Mischlingen“ eine positive Wirkung durch die „Beimischung weißen Blutes“. Doch könnten sie niemals die Stufe der „Weißen“ erreichen,²⁵⁹ womit die „Mischlinge“ eine „Artgefährdung“ für reine „Rassen“ darstellen würden. Rassistische Maßnahmen wie das Verbot von „Mischehen“ durch Gouverneur Lindequist erschienen damit als legitime Verteidigungsstrategie zum Schutz „unserer Rasse“.²⁶⁰ Konform mit der Kolonialverwaltung empfahl Fischer der Politik eine eindeutige Trennung der „Rassen“:²⁶¹ „Minderwertiges Blut“ sollte keinen Eingang in das „europäische Volk“ finden.²⁶² Gerade Fischers Ansätzen, nach denen die „Bastards“ nicht wirklich „gemischt“ und damit eine „Entmischung“ und Wiederherstellung „reiner Rassen“ möglich sei, wurden in der Fachwelt besondere Bedeutung zugemessen, waren doch deren Vertreter bis dahin davon ausgegangen, dass die Völker in Europa „Mischbevölkerungen“ seien und ur-

254 Ebd., Bl. 54f.

255 Lösch, Rasse, S. 65f.

256 Ebd., S. 152.

257 Kaufmann, Eugenik, S. 357.

258 Ebd., S. 358f.

259 El-Tayeb, Schwarze Deutsche, S. 89.

260 Kaufmann, Eugenik, S. 359f.; El-Tayeb, Schwarze Deutsche, S. 92.

261 Schulte-Althoff, Rassenmischung, S. 76f.

262 Ebd., S. 77.

sprüngliche „reine Rassen“ nicht mehr existierten.²⁶³ Damit hatten diese Erkenntnisse in der Folge auch erheblichen Anteil an der Anerkennung der Anthropologie und Ethnographie als selbständige Wissenschaft,²⁶⁴ wobei die „Rasse“ damit nicht nur zum Konstrukt, sondern zugleich zum Paradigma der Disziplin erhoben wurde.²⁶⁵ Entsprechend stießen Fischers Forschungsergebnisse in der Völkerkunde und Anthropologie weitestgehend auf Resonanz und Akzeptanz.²⁶⁶ Nicht selten wurden seine Thesen allerdings einfach kommentarlos übernommen, da sie denen entsprachen, die von Luschan bereits in seinem Ansatz der „Entmischung“ vertreten hatte,²⁶⁷ Fischer also nur bereits antizipierte Gedanken bestätigte. Wie Gustav Fritsch (1838-1927) und Rudolf Pöch (1870-1921) rezensierte auch Thilenius Fischers Monographie. Er bewertete sie insgesamt als „großen Verdienst“, lobte insbesondere den Nachweis der „Mittelstellung“ der Gruppe der „Bastards“.²⁶⁸ Sie beweise nicht nur die Vererbung von körperlichen, sondern:

„[...] daß auch geistige Eigenschaften vererbt werden und ‚mendeln‘. Fischer weist besonders darauf hin, daß die Bastards auch geistig in der Mitte zwischen Europäern und Hottentotten stehen, daß ferner die durch Weiße aufgekreuzte ‚Eu-gruppe‘ den übrigen deutlich überlegen ist. Daraus folgt schon in dem kleinen Volke eine soziale Schichtung und auch eine wirtschaftliche: die stärker hottentottisch gemischten Bastards sinken ab, büßen ihr Land und Vermögen an die europäisch aufgekreuzten ein. Hier setzt also eine Auslese auf geistigem Gebiete ein [...]“²⁶⁹

Gleichzeitig warnte Thilenius vor der Gefahr zu vorschneller Urteile: „Fischer sieht in der Unfähigkeit, in großer Zahl führende Persönlichkeiten hervorzubringen, ein Unterscheidungsmerkmal der farbigen Rassen gegenüber der Weißen und ist der Ansicht, daß in dieser Beziehung die Mischlinge als Farbige anzusehen sind. Indessen mahnt doch manches, dieses Urteil mit Vorsicht und nicht als endgültiges aufzunehmen.“²⁷⁰ Schließlich wäre die bisherige „Mischling“-Forschung zugunsten der Erforschung der „reinen Rassen“ vernachlässigt worden, so dass noch viele offene Fragen existieren würden.²⁷¹ Eugen Fischer brachte seine Unter-

263 Lösch, Rasse, S. 73.

264 Fuchs, Rasse, S. 204.

265 Lösch, Rasse, S. 155.

266 Schulte-Althoff, Rassenmischung, S. 76.

267 Lösch, Rasse, S. 80.

268 Ebd., S. 77f.

269 Georg Thilenius, Zur Mischlingsfrage, in: Koloniale Rundschau, H. 6 (1913), S. 356.

270 Ebd., S. 356.

271 Ebd., S. 353f.

suchung über die „Rehobother Bastards“ den beruflichen Durchbruch. 1918 wurde er ordentlicher Professor der Anatomie und Direktor des Anatomischen Instituts der Albert-Ludwigs-Universität in Freiburg. 1927 übernahm er die Leitung des neugegründeten Kaiser-Wilhelm-Instituts für Anthropologie, menschliche Vererbungslehre und Eugenik in Berlin und wurde zugleich Inhaber des Lehrstuhls für Anthropologie an der Philosophischen Fakultät der Berliner Universität.²⁷²

Auch international erhielten „Rasse“-Fragen sowie eugenische Praktiken erhöhte Aufmerksamkeit. In diesem Zusammenhang sei lediglich auf zwei Kongresse verwiesen. So wurden auf dem ersten internationalen „Rasse-Kongreß“ 1911 in London insbesondere Fragen nach der „Rassenmischung“ diskutiert.²⁷³ Auch auf dem ein Jahr später ebenfalls in London veranstalteten ersten internationalen eugenischen Kongress wurden solche Fragen behandelt und von der überwiegenden Mehrheit der international und interdisziplinär zusammengesetzten Veranstaltung medienwirksam diskutiert.²⁷⁴ Krankheiten, Behinderungen oder soziale Auffälligkeiten führte man mit Hilfe der Mendelschen Gesetze sowie der Theorie von August Weismann, nach der sich nur das Erbgut der Keim- oder Samenzellen an die nächste Generation vererben würde, auf eine genetische Grundlage zurück.²⁷⁵ Hier offenbarte sich darüber hinaus eine breite internationale Zustimmung zu Praktiken der positiven (Förderung der Fortpflanzung von besonders Begabten) sowie negativen Eugenik (Sterilisationen, gezielte Geburtenverhütung bei „Minderwertigen“).²⁷⁶

Gegenläufige Tendenzen

Der Aufstieg des Konzeptes „Rasse“ war jedoch kein reiner Siegeszug ohne gegenläufige Tendenzen.

Als einflussreichster Gegner des „Rasse“-Konzeptes galt unter Zeitgenossen (und bis in die heutige Forschung hinein) Franz Boas (1858–

272 Gessler, Eugen Fischer, S. 23ff. In der Abteilung „Anthropologie“, die ihm unterstand, beschäftigte man sich mit der „Abstammung“ und der „Rassenbestimmung“ der Menschheit, ihrer Verbreitung und ihrer Erscheinung. Siehe: Kroll, Entstehung, S. 164f.

273 Schulte-Althoff, Rassenmischung, S. 73f.

274 Kühl, Die Internationale, S. 26ff.

275 Ebd., S. 29f.

276 Im Anschluss an diesen Kongress gab es zahlreiche Bestrebungen, eine internationale Zusammenarbeit der Eugeniker zu organisieren. In diesem Zusammenhang war auch ein weiterer großer internationaler eugenischer Kongress geplant, der jedoch durch den Ausbruch des Ersten Weltkrieges zunächst verhindert wurde. Siehe dazu: Kühl, Die Internationale, S. 39.

1942), ein ehemaliger Mitarbeiter am Berliner Völkerkundemuseum unter Adolf Bastian und der Begründer der „Cultural Anthropology“ in den Vereinigten Staaten.²⁷⁷ Für Boas hatte die Kategorie „Rasse“ einen geringen epistemologischen Wert; für ihn war primär „Kultur“ und nicht die „Rasse“ die Erklärungsvariable für menschliches Verhalten und Handeln.²⁷⁸

Relativierend auf die sich andeutende Durchsetzung rassentheoretischer Ansätze wirkte darüber hinaus auch die Etablierung des monogenetischen Ansatzes innerhalb der Wissenschaften. Während deren Anhänger davon ausgingen, dass die Menschheit von einer Art abstammen und dementsprechend zu einer Spezies gehören würde, waren die Vertreter der Polygenese der Auffassung, dass die Menschheit von mehreren Arten abstammen würde, die jeweils unterschiedlich entwickelt seien.²⁷⁹ Zwar hatte schon Gottfried Herder (1744-1803) im 18. Jahrhundert eine Einheit des Menschengeschlechtes vorausgesetzt.²⁸⁰ Doch erst am Ende des 19. Jahrhunderts konnten sich die Monogenisten im Streit um den Ursprung der Menschheit mit Hilfe von Darwins Thesen gegenüber den Polygenisten durchsetzen,²⁸¹ womit die „Rasse“-Frage in gewisser Hinsicht an Brisanz verlor, denn „[...] der taxonomische Ansatz, die Spezies ‚Menschen‘, analog zu Tier- und Pflanzengattungen weiter zu untergliedern [...]“, war damit gescheitert.²⁸² Nun ließen sich nur noch „Varietäten“ innerhalb des Konzeptes der „Rasse“ untersuchen. In diesem Denkhorizont war auch eine „Rassenmischehe“ möglich.²⁸³ Die monogenetische Position, dies wird im Folgenden noch zu klären sein, hatte allerdings auch wieder Auswirkungen auf die Deskription körperlicher Unterschiede, wie dies Rudolf Stichweh beschreibt: „Die Universalität des Körpers, die alle körperlichen Unterschiede als Unterschiede innerhalb der Menschheit als Spezies erscheinen lässt, setzt sozohistorisch eine Homogenisierung des Körpers voraus, die den menschlichen Körper als eine Entität etabliert, die zweifelsfrei von anderen (spirituellen, nichtorganischen, gesellschaftlichen, psychischen) Entitäten zu unterscheiden

277 Kaufmann, „Rasse und Kultur“, S. 309-327.

278 Ebd., S. 320ff. Siehe hierzu auch Elazar Barkan, der aufzeigt, in welcher Weise Boas mit „Rasse“-Ansätzen arbeitete, sich aber gegen rigide rassische Typisierung verwarhte. Barkan, The Retreat, S. 76.

279 Lösch, Rasse, S. 29.

280 Bitterli, Die „Wilden“, S. 326. Das Paradigma der Monogenese geht ursprünglich auf die Bibel zurück, die auf den Gedanken des einen Ursprungs der Menschheit aufbaut. George W. Jr. Stocking, Bones, Bodies, Behavior, in: Ders. (Hg.), Bones, Bodies, Behavior: Essays on Biological Anthropology, Wisconsin 1985, S. 4.

281 Lösch, Rasse, S. 29.

282 Ebd.

283 Essner, Zwischen Vernunft, S. 505.

ist.“²⁸⁴ – Diese Annahme der Homogenität und Universalität der Körper minimierte körperliche Differenzen zunächst, was jedoch nicht deren Marginalisierung bedeutete: Vielmehr wurde zur Beschreibung dieser im 19. und 20. Jahrhundert ein neuer Begriff geschaffen: „Rasse ist die stärkste Form, ethnische, nationale und andere Unterschiede, die Fremdheit konstituieren, als körperlich sichtbare Unterschiede zu postulieren. Im Begriff der Rasse rekonstruiert sich das polygenetische Argument der frühen Neuzeit jetzt als Argument für die Erklärung von Unterschieden innerhalb einer Spezies [...].“²⁸⁵

Zusammenfassung

Am Beispiel des Aufschwungs des Konzeptes der „Rasse“ lässt sich die zunehmende Verschränkung der gesellschaftlichen Bereiche der Politik, Gesellschaft und Wissenschaft verdeutlichen:²⁸⁶ War dieses zunächst nur für die Assimilation der Kolonisierten und die kulturelle Dominanz der Kolonisten bedeutsam gewesen, wurde es gegen Ende des 19. Jahrhunderts im Rahmen des europäischen Kolonialismus „zum zentralen Ordnungskriterium“.²⁸⁷ Als Antwort auf einen nur angenommenen, aber propagierten „Kulturverfall im Reich“ wurde im kolonialen Zusammenhang ein „Kultur“-Diskurs geführt, der durch ein rassisches Konzept zunehmend biologisiert wurde.²⁸⁸ Damit trug der deutsche Kolonialismus erheblich dazu bei, „[...] politisch, juristisch und intellektuell Kriterien für Ordnung kultureller Differenz nach rassischen Kriterien zu etablieren.“²⁸⁹ Dabei wurde das „Kultur-Konzept“ aber nicht vollständig durch das der „Rasse“ ersetzt. Vielmehr standen beide Konzepte nebeneinander, so dass von einer „Biologisierung der Kultur“ und „Kulturalisierung von Biologie und ‚Rasse‘“ gesprochen werden kann.²⁹⁰

Der koloniale Machtanspruch legitimierte sich dabei zumindest teilweise durch den Rekurs auf die Völkerkunde und Anthropologie und deren Deutungsmacht.²⁹¹ Gleichzeitig wurde in diesen wissenschaftlichen Disziplinen Eugen Fischer als Gründer der „Anthropo-Biologie“ mit seinem zentralen Paradigma der „Rasse“ partiell mythologisiert.²⁹² Kör-

284 Rudolf Stichwech, Der Körper des Fremden, in: Michael Hagner (Hg.), *Der falsche Körper. Beiträge zu einer Geschichte der Monstrositäten*, Wallerstein 1995, S. 175f.

285 Ebd., S. 179.

286 Grosse, Kolonialismus, S. 18.

287 Ebd.

288 Kundrus, Moderne Imperialisten, S. 174ff.

289 Grosse, Kolonialismus, S. 242.

290 Kundrus, Moderne Imperialisten, S. 289.

291 Grosse, Kolonialismus, S. 242.

292 Lösch, Rasse, S. 80.

perliche Vermessungen und Kategorisierungen erhielten eine neue Bedeutung. Durch sie erschien es nun möglich, das „innerste Wesen“ des Menschen erschließen zu können.²⁹³ Man hoffte, mittels der Methoden der Empirie und der Statistik „objektive Fakten“ über diesen herausarbeiten zu können, die in ihrer Exaktheit den Naturgesetzen entsprechen.²⁹⁴ Zudem hatte auch die Entwicklung neuer Techniken Einfluss auf die Etablierung des Begriffes der „Rasse“, wurden diese doch zur Beschreibung von Differenzen entworfen und genutzt: das Lichtbild, die Dokumentation von Haar- und Augenfarben etc.²⁹⁵ Eine besondere Rolle spielte dabei die Messung der Körpergröße, da sich mittels dieser in einfachster Weise hierarchische Einteilungen erstellen ließen.²⁹⁶

Die sehr mannigfachen Vorstellungen und Anwendungen des „Rasse“-Konzeptes in der Völkerkunde und Anthropologie sollen im Folgenden durch die Erläuterung der rassentheoretischen Konzepte von von Luschan sowie Thilenius verdeutlicht werden.

Das Konzept „Rasse“ bei von Luschan

Von Luschans „Rasse“-Begriff

Auch von Luschan konzentrierte sich in seinen Publikationen insbesondere nach der Jahrhundertwende verstärkt auf Fragen, die sich im Zusammenhang mit dem „Rasse“-Konstrukt ergaben.

Dabei waren „Rasse“-Fragen für ihn naturwissenschaftliche Fragen, die mit ebensolchen Methoden zu lösen wären. So stellte er fest, dass der Mensch Subjekt der Naturgesetze wäre und dementsprechend um seine Existenz kämpfen müsse.²⁹⁷ Um die Stellung der Menschen in der Natur weiter zu verfolgen, wären biologische Laboratorien notwendig, in denen Forschungen wie Friedenthals Blutuntersuchungen stattfinden könnten.²⁹⁸ Die Naturgesetze würden allerdings grundsätzlich nicht erlauben, dass rassische Grenzen fallen. So sei der Antagonismus zwischen dem Konzept der „Rasse“ und dem der Nation dauerhaft: „The respect due by the white races to other races and by the white races to each other can never be too great, but natural law will never allow racial barriers to fall, and even national boundaries will never cease to exist. Nations will come and go, but racial and national antagonism will remain [...]“²⁹⁹

293 El-Tayeb, Schwarze Deutsche, S. 18.

294 Ebd.

295 Stichweh, Körper, S. 180.

296 Ebd., S. 183.

297 Von Luschan, Race 1911, S. 23.

298 Von Luschan, Ziele und Wege der Völkerkunde, 1902, S. 168.

299 Von Luschan, Race 1911, S. 23.

Von Luschan kritisierte allerdings die häufige Vermischung von unterschiedlichen Differenzierungskonzepten wie Sprache, Religion, Nationalität und „Rasse“ in der Öffentlichkeit: „So the anthropology of Turkey is, like that of Hungary, a typical example showing how language, religion, nationality and race are quite distinct conceptions, and it is interesting to see how they are again and again confounded by the general public and by the press.“³⁰⁰ Trotz seines Plädoyers für eindeutige Differenzierungsmerkmale, räumte er allerdings ein, dass das Konzept der „Rasse“ insgesamt ungenau sei: „[...] es ist sicher sehr einfach, von einer schwarzen oder von einer gelben Rasse zu sprechen, oder auch von schwarzen und von gelben Rassen – aber es ist völlig unmöglich, diese Begriffe scharf abzugrenzen und z.B. in Innerasien zu sagen, wo die Weißen aufhören und die ‚Belben‘ anfangen.“³⁰¹ Für die Konstituierung des Konzeptes „Rasse“ seien bisherige Theorien nicht anwendbar. Auch die Einteilung von Schädel- und Gesichtsformen nach Retzius hielt er für unbefriedigend.³⁰² Und in Bezug auf die evtl. Möglichkeit der Abgrenzung durch unterschiedliche Sprachen stellte er fest, dass diese bei den ursprünglich physisch homogenen Gruppen ehemals auch einheitlich gewesen wären, dass diese aber durch Wanderungen, Handel, Verkehr etc. nicht mehr existent seien.³⁰³ Nur die Körpergröße könne er als ein wichtiges Kriterium für die Einteilung nach „Rassen“ gelten lassen,³⁰⁴ doch die insgesamte Anzahl der „Rassen“ sei so nicht identifizierbar.³⁰⁵

In seiner letzten großen Publikation vor seinem Tode relativierte und resümierte von Luschan die Unterschiede zwischen verschiedenen „Rassen“. So ging er beispielsweise davon aus, dass aufgrund von Wanderungen zahllose „Mischformen“ in Afrika existierten und „es nicht geringer Mühe, großer Sorgfalt und sehr verfeinerter Methoden bedarf, die alten Stammformen wieder zu isolieren.“³⁰⁶ Die Gründe für die „trennenden Eigenschaften der sogenannten Rassen“ seien „klimatische, soziale und andere Faktoren“.³⁰⁷ Und diese Differenzen seien: „[...] besonders was die moralischen Eigenschaften und die Intelligenz angeht, nicht entfernt so groß als der zwischen einzelnen Individuen ein und derselben Rasse.“³⁰⁸ Dennoch ist es bezeichnend, wie stark er sich in

300 Von Luschan, Early 1911, S. 236.

301 Von Luschan, Völker, Rassen 1927, S. 13f.

302 Von Luschan, Kriegsgefangene 1917, S. 34f.

303 Ebd., S. 37f.

304 Ebd., S. 34f.

305 Ebd., S. 14.

306 Von Luschan, Völker, Rassen 1927, S. 67.

307 Ebd., S. 374.

308 Ebd., S. 375.

seinen Publikationen vor allem mit den auf die Menschheit angewandten Vererbungsgesetzen sowie den sogenannten „Vermischungsprozessen“ beschäftigte.

Von Luschans Positionen zu den Vererbungsgesetzen

Von Luschan anerkannte die Vererbungsgesetze von Mendel nicht nur, sondern er hatte sie gewissermaßen „verinnerlicht“: So hatte er bereits zu einem Zeitpunkt, als er die Mendelschen Regeln noch nicht kannte oder zu kennen meinte, lange vor deren von ihm später erklärten „Wiederentdeckung“ im Jahre 1901,³⁰⁹ mit seinem Konzept der „Entmischung“ selber einen sehr ähnlichen Ansatz entwickelt. Diese vermeintliche oder tatsächliche „Parallelforschung“ soll im Folgenden kurz nachgezeichnet werden:

Von Luschan hatte bereits 1892 das planlose Jonglieren mit sogenannten „Mittelzahlen“ durch einige seiner Kollegen kritisiert:

„Diese eigentlich selbstverständliche Thatsache des Andauerns der Energie der Vererbung auch bei Rassen-Kreuzungen, ist eine Erscheinung, die mit dem grössten Nachdruck immer wieder von neuem hervorgehoben werden muss, denn die Anthropologie hat noch heute so sehr unter den Folgen einer früher beliebten Methode zu leiden, dass selbst dieses einfachste Resultat der Erfahrung des Nachdenkens ihr lange entgangen und vielleicht auch heute noch nicht allgemein anerkannt ist. Allen Bemühungen eines Virchow, Ranke und Kollmann, ihres ausgezeichneten Landsmannes Hölder und so vieler anderer Leutchen unserer Wissenschaft ist es bis jetzt noch immer nicht völlig gelungen, diese Methode oder richtiger gesagt, diese Manie des planlosen Pörierens mit Mittelzahlen völlig zu verdrängen, diese Manie, welche stets nur Verwirrung anrichtet und zahlreiche Thatsachen verschleiert, die ohne sie längst offenkundig geworden wären.“³¹⁰

Gleichzeitig war er zu Ergebnissen gekommen, die (zumindest im Nachhinein betrachtet) mit den Mendelschen Gesetzen vergleichbar waren und die er unter dem Prozess der „Entmischung“ gefasst hatte:

„[...] schon innerhalb einer jeden grösseren Versammlung auch hier in Deutschland selbst wird man bei genauer Betrachtung jederzeit so extreme Typen unter seinen eigenen Mitbürgern wahrnehmen, dass, wer nur überhaupt sehen will, sofort begreift, wie der sprachlichen Einheit die physische nicht so völlig entsprechen kann als man früher gewöhnlich angenommen hat; und

309 Ebd., S. 273.

310 Felix von Luschan, Die anthropologische Stellung der Juden, in: Allgemeine Zeitung des Judentums 56 (1892), S. 95.

wenn wir selbst innerhalb ein und derselben Familie, ja selbst unter Geschwistern diese extremen Formen wiederfinden, die notwendig auf eine alte Vermischung der arischen Einwanderer mit einer vorarischen Bevölkerung hindeuten, wenn wir hier einen Mann sehen, gross, blond, blauäugig und langköpfig und daneben seinen eigenen Bruder, klein, mit dunklen Augen, schwarzen Haaren, dunklem Teint und kurzem hohen Kopf, so können wir das nur dann verstehen, wenn wir uns erst darüber klar werden, dass einmal fest erworbene physische Eigenschaften sich immer und immer wieder auf die Kinder vererben, dass sie auch allen Rassenmischungen mit der grössten Energie wiederstehen und dass sie immer und immer wieder neu zum Vorschein kommen, wobei es beinahe einerlei ist, ob jetzt die Rassenmischung durch die Eltern und Grosseltern erfolgt ist oder vor hunderten von Generationen. Diese Art des Atavismus entspringt einfach dem Naturgesetz, dass die Kinder den Eltern gleichen oder die Eigenschaften der Grosseltern und Urväter erben. Ich glaube, dass kaum ein anderes Naturgesetz so sehr zum Gemeingut des Volkes geworden ist, als gerade dieses und doch werden die letzten Konsequenzen desselben so selten gezogen.“³¹¹

1907 bestätigte er dann, dass es dem Gesetz der „Entmischung“ entspräche, „[...] dass sich durch eine, wie es scheint unbegrenzte Anzahl von Generationen hindurch wenigstens in einzelnen Familien wiederum die alten und reinen Typen fast unversehrt wiederherstellen.“³¹² Den tatsächlichen Prozess der „Vermischung“ differenzierte er im selben Jahr nach somatischen und geistigen Eigenschaften. Für erstere gälte:

„[...] früher oder später, je nach Ungunst oder Gunst der Verhältnisse, aber doch immer und unerbittlich, verliert sich der körperliche Typus der Einwanderer in dem der älteren ansässigen Bevölkerung. Das Gesetz der Entmischung bleibt in Kraft, aber die Kinder, die trotz aller Mischehen noch den reinen Typus der Einwanderer repräsentieren, werden seltener von einer Generation zur anderen, bis sie schließlich ganz verschwinden und der alte Typus dann wieder der alleinherrschende geworden ist, oder je nach Umständen einer Art Mischrasse Platz gemacht hat.“³¹³

Für die „geistigen Eigenschaften“ sei hingegen das numerische Verhältnis und die Umwelt irrelevant: „Da siegt immer und überall nur die absolute Tüchtigkeit oder doch wenigstens die relative Überlegenheit. Es siegt die feiner entwickelte Sprache, es siegt die bessere Grammatik, es siegt die höher stehende Mythologie und Religion, es siegt, wo etwa

311 Ebd.

312 Felix von Luschan, Offener Brief an Herrn Dr. Elias Auerbach, in: Archiv für Rassen- und Gesellschafts-Biologie 3, 1907, S. 367.

313 Von Luschan, Baessler 1907, S. 251.

Schrift in Frage kommt, auch die bessere Schrift.“³¹⁴ Die „Vermischung“ von „geistigen Eigenschaften“ folge also dem darwinistischen Prinzip, der Durchsetzung des Stärkeren.

1911 wies er dann darauf hin, dass er bereits vor der Wiederentdeckung der Mendelschen Gesetze die Vererbung des „Cepahilic Indexes“ bei 67 griechischen Familien untersucht hätte und die Ergebnisse erstmals 1889 in seinen „Reisen in Lykien“ veröffentlicht hätte:³¹⁵ „The results were striking.“³¹⁶ „Im Lichte von Mendel“ hätte er bereits damals geschlossen, dass weder der „Brachycephaly“ noch der „Dolchocephaly“ dominant oder rezessiv sei. Vielmehr würde ein Prozess der „Entmischung“ stattfinden. Alte Typen würden also durch „intermarriage“ nicht verloren gehen, sondern mit enormer Kraft zurückkehren.³¹⁷

1917 begann er die Stabilität des Mendelschen Gesetzes zu hinterfragen bzw. zu spezifizieren. (Wobei er noch 1892 sein damals festgestelltes Naturgesetz seit „hunderten von Generationen“³¹⁸ andauern gesehen hatte.) Dabei nahm er jetzt auch eine Abhängigkeit der Anthropologie von der Vererbungsforschung an:

„Wir sind vorläufig noch völlig unwissend darüber, unter welchen Umständen bei Mischungen zwischen sehr verschiedenen Rassen es in der Folge zu einem vollständigen Auseinanderspalten im Sinne von Mendel kommt, oder wann wirkliche Mischtypen nicht nur vorübergehend entstehen, sondern durch lange Reihen von Generationen weiter dauern. Diese Frage ist vielleicht die wichtigste, die überhaupt der modernen Anthropologie gestellt ist.“³¹⁹

314 Ebd., S. 252.

315 Felix von Luschan, The Early Inhabitants of Western Asia, in: Journal of the Royal Anthropological Institute of Great Britain and Ireland 41 (1911), S. 237. Dort heißt es weiter: „Long before the rediscovery of Mendel and his laws I tried to study the heredity of the cephalic index in the Greek families of Adalia. Here, in the old capital of Pamphylia, there is a large Greek colony, and as I had by good chance been able to give medical help to some of the influential members, I was permitted to measure parents, children and other relations in sixty-seven families.“ Auch noch einmal in einer Publikation von 1891 geht er auf die Untersuchungen dieser griechischen Familien ein. Felix von Luschan, Die Tachtadschy und andere Ueberreste der alten Bevölkerung Lykiens, in: Anthropologie 19 (1891), S. 33ff. Laut Hans Virchow erfolgte eine Reise von von Luschan nach Lykien 1884. Virchow, Gedächtnisrede, S. 114.

316 Von Luschan, Early 1911, S. 237.

317 Ebd.

318 Von Luschan, Die anthropologische Stellung 1892, S. 95.

319 Von Luschan, Kriegsgefangene 1917, S. 97.

In seiner letzten Publikation von 1922, die drei Jahre nach seinem Tod veröffentlicht wurde, veranlasste ihn die Untersuchung einer Familie, deren Mitglieder „wahllos untereinander heirateten“ nicht nur zu einer nochmaligen Bestätigung der Mendelschen Regeln, sondern auch zu einem Rückblick auf die eigenen wissenschaftlichen Leistungen:

„Genau so wie die Kopfformen, vererbten sich auch die Maße des Gesichtes und vor allem auch die Form der Nase. Nur in Ausnahmefällen ergaben sich Mischformen, und wo es solche gab, spalteten die Enkel wieder auseinander. Jetzt, nachdem 1901 die Mendelschen Regeln wieder entdeckt wurden, erscheinen diese Verhältnisse völlig selbstverständlich; damals, 1892, sprach ich von ‚Entmischung‘, ‚Spaltung‘, ‚Reversion‘ und von der ‚Vererbung latenter Eigenschaften‘. Das blieb zunächst nicht ohne Widerspruch; heute erscheint es den Fachleuten absolut selbstverständlich, da es durchaus den Mendelschen Vererbungsregeln entspricht, die, wie wir jetzt wissen, gleichmäßig für die ganze organische Welt Geltung haben, für Erbsen so gut wie für Tauben oder Ratten und genau so auch für den Menschen.“³²⁰

Von Luschans Positionen zu den „Mischlingen“

Von Luschan vertrat die Ansicht, dass es insgesamt nur drei „Varietäten der Menschheit“ gäbe: die indo-europäische, die afrikanische und die ostasiatische.³²¹ Trotz der gegenwärtigen Trennung seien sie aus einer Wurzel entstanden und bildeten eine geschlossene Einheit: die Spezies Mensch.³²² Hier zeigt sich also seine monogenetische Position, die er als eines der bedeutendsten Ergebnisse der Anthropologie bezeichnete.³²³ Alle Angehörige dieser Spezies, so meinte er, könnten sich untereinander vermischen, ohne ihre Fruchtbarkeit zu vermindern. So zeige z.B. Eugen Fischers Arbeit, „[...] daß die Nachkommen aus Mischehen zwischen Hottentotten und Europäern so fruchtbar sind, wie nur irgend anderer Leute aus ungemischten Ehen.“³²⁴

„Rassereinheit“ war für ihn dabei, wie er 1907 argumentierte, nicht per se ein Qualitätsmerkmal, welches auf „besondere Tüchtigkeit“ rück-

320 Von Luschan, Völker, Rassen 1927, S. 273.

321 Von Luschan, Die Wichtigkeit 1912, S. 56.

322 Ebd.

323 Von Luschan, Ziele und Wege der Völkerkunde, 1902, S. 168. Den Polygenese-Ansatz, der von mehreren Ursprüngen der Menschheit ausging, empfand er als politisch motiviert und führte als Beispiel dafür die USA und ihren Umgang mit den „Negern“ an. Eine duale oder mehrfache Ursprungsgeschichte der Menschheit und die daraus folgende Kategorisierung in höhere und niedere Menschen, in Mensch und Tier etc. lehnte er also offensichtlich ab. Von Luschan, Race 1911, S. 15f.

324 Von Luschan, Die Wichtigkeit 1912, S. 56.

schließen lasse;³²⁵ vielmehr sei eine gewisse „Blutmischung“ von Vorteil für eine Nation bzw. Voraussetzung für deren Weiterentwicklung.³²⁶ Damit entsprach seine Argumentation zumindest hier der Position der positiven Auswirkung von limitierten „Blutmischungen“ von Houston Stewart Chamberlain – dessen Arbeiten von Luschan ansonsten in seinen Publikationen vehement ablehnte.³²⁷ Ähnlich vertrat er auf dem ersten internationalen „Rassekongress“ in London 1911 provozierend, denn entgegen der gängigen Meinung, die Position, dass es bisher an zuverlässigen Untersuchungen fehle, die abschließende Urteile über „Rassenkreuzungen“ und intellektuelle Qualitäten von „half-casts“ erlauben würden. Gleichzeitig trat er aber für die Aufrechterhaltung von „Rasse-schranken“ ein.³²⁸ Eine bestimmte „Blutmischung“, wiederholte er, sei zwar ein Vorteil für eine Nation,³²⁹ allerdings würde er die „Europäer“ vor einer „Mischung“ mit dem Großteil ausländischer „Rassen“ warnen: „England, France, and Germany are equally distinguished for the great variety of their racial elements. On the other hand, we are all more or less disposed to dislike and despise a mixture of Europeans with the greater part of foreign races.“³³⁰ 1912 relativierte er diesen Hinweis dann wieder:

„Vermischung innerhalb nahe verwandter Gruppen ist zweifellos nicht ohne Vorteil für die Nachkommen. Wenigstens sind es heute nur mehr einige wenige ganz besonders fanatische Menschen, die sich für eine absolute Reinzucht etwa innerhalb der hochblonden Langschädel oder innerhalb irgend einer anderen somatischen Gruppe ereifern. Bismarck, sicher der größte praktische Sozialanthropologe aller Zeiten, hat sich mehrfach für eine Mischung zwischen Deutschen und Italienern ausgesprochen, und in der Tat sehen wir, wie es einerseits niemals bei irgend welchen Kulturvölkern reine Rassen gibt, und wie andererseits gerade die gegenwärtig an der Spitze der Kultur stehenden Nationen, die Deutschen, die Engländer, die Franzosen, vollkommen offenkundig aus zwei und mehr voneinander recht verschiedenen Rassenelementen gemischt sind. Hingegen sind wir bisher über die geistigen und moralischen Eigenschaften der Mischlinge zwischen weißen und Farbigen, vor allem zwischen Weißen und afrikanischen Negern nur ganz ungenügend unterrichtet.“³³¹

325 Von Luschan, Offener Brief 1907, S. 362-373, S. 371.

326 Ebd., S. 371.

327 Schulte-Althoff, Rassenmischung, S. 55.

328 Ebd., S. 74.

329 Von Luschan, Race 1911, S. 22.

330 Ebd.

331 Von Luschan, Die Wichtigkeit 1912, S. 55.

Gleichzeitig kritisierte er die bisherigen Veröffentlichungen über die „Mischlingsfrage“, denn sie würden mehr auf persönlichen Erfahrungen beruhen denn auf Statistiken.³³² Dabei sei ein größerer Erkenntnisrahmen im Sinne eines naturwissenschaftlichen Ansatzes für ein Kolonialreich notwendig:

„Gerade für ein Reich mit afrikanischen und ozeanischen Kolonien hat die Mischlingsfrage ja eine immer steigende Bedeutung, wie ja auch in der Tat bereits mehrfach Anläufe zu gesetzlicher Regelung gemacht sind. Ich halte aber alle diese Anläufe für verfrüht, ehe wir nicht durch eine ausgedehnte Statistik wirkliche Kenntnis sowohl über die somatischen Verhältnisse als wie über die geistigen und körperlichen Eigenschaften der Mischlinge gewonnen haben.“³³³

Nur auf dieser Grundlage sei eine gesetzgeberische Behandlung möglich: „Vorher ist ein solcher Versuch, wie wir erst vor kurzem zur Genüge gesehen haben, vom Spiel des Zufalles abhängig und von der Laune der Parteien. Dann erst wird auch für die Erziehung der Mischlingskinder gesetzlich so gesorgt werden können, wie das im Interesse unserer Schutzgebiete dringend geboten erscheint.“³³⁴

Von Luschan hielt „Mischlinge“ also nicht per se für „minderwertig“. „Minderwertige Individuen“ gäbe es nach ihm vielmehr in jeder „Rasse“.³³⁵ Dennoch räumte er ein, dass „hellere Mischlinge“ größere Überlebenschancen hätten als „Neger“.³³⁶

Von Luschans Positionen zur Herkunft des Menschen und des Europäers, sowie zu dessen Abgrenzung

Von Luschan war sehr an prähistorischen Entwicklungen interessiert. Dies zeigt sich insbesondere an seiner intensiven Beschäftigung mit Fragen nach der Herkunft der Menschheit und insbesondere der „europäischen Rasse“, die seine Publikationen durchziehen.

Die Entstehung der Menschheit verortete er räumlich auf der „Linie Gibraltar-Australien“. Dabei sei ein Teil dieser ersten Menschen nach Australien, der andere zu den Mittelmeerlanden gewandert.³³⁷ Diese „Urform“ der Menschen sei dunkel, langköpfig und von mittlerer Statur

332 Ebd., S. 56.

333 Ebd.

334 Ebd.

335 Von Luschan, Völker, Rassen 1927, S. 374. Und: Felix von Luschan, Die Neger in den Vereinigten Staaten, in: Koloniale Rundschau, H. 11/12 (1915), S. 504-540.

336 Von Luschan, Neger 1915, S. 504ff.

337 Von Luschan, Kriegsgefangene 1917, S. 23.

gewesen.³³⁸ Aufgrund der umweltlichen Bedingungen hätten sich die Menschen in Australien länger in ihrem ursprünglichen Zustand erhalten können.³³⁹ Genauer ließe sich die „Urheimat“ der Menschen allerdings nicht bestimmen.³⁴⁰ Schon mit Hannibal hätte es einen Austausch zwischen Afrika und Europa gegeben. Daher seien „blaue Augen“ in Marokko nicht verwunderlich.³⁴¹ Entsprechend gab es für ihn also drei „Varianten der Menschheit“: den Indo-Europäer, den Afrikaner und den Ostasiaten. Alle hätten die gleiche Herkunft, seien daher eine komplette Einheit, aber hätten sich über tausende von Jahren auseinanderentwickelt.³⁴² In diesem Sinne müsse auch ein Studium der ethnographischen Provinzen erfolgen, bei dem anatomische Eigenschaften, aber auch geistige und materielle Kultur zu erforschen wären. Dieses sollte zunächst in Australien und dann in Amerika, Afrika, Asien, Indonesien, Ozeanien und abschließend in Europa durchgeführt werden.³⁴³

Eine genauere Bestimmung der Herkunft der ältesten Bevölkerung Europas sowie eine präzise Abgrenzung des „Europäers“ blieb für von Luschan zeitlebens unmöglich. 1892 widersprach er der Ansicht, dass der blonde Teil der europäischen Bevölkerung in Skandinavien entstanden sei. Auch wenn festzustellen wäre, dass im Norden mehr Blonde existieren würden als im Süden, sei dennoch bisher unbekannt, warum dies so sei.³⁴⁴ 1907 stellte er zu deren Herkunft eine Vermutung an: „Wenn diese aber wirklich, was ich für wahrscheinlich halte, mit der Cromagnon-Rasse zusammenhängen, so würden die Guanchen und verschiedene nordafrikanische Stämme eine sichere Brücke zwischen Nordeuropäern einerseits und den hamitischen und semitischen Gruppen andererseits bilden.“³⁴⁵ 1910 funktionierten Abgrenzungen zu anderen

338 Ebd., S. 10.

339 Von Luschan, Völker, Rassen 1927, S. 30f.

340 Ebd. Als weitere Nachkommen von der alten „Gibraltar-Australia-Line“, aber in einer höheren Stufe der Zivilisation, sah er die „Hamiten“, die großen Einfluss in ganz Afrika und dort in Abessinien gehabt hätten. Hier deutete von Luschan an, ein Vertreter der „Hamittentheorie“ zu sein. Dieser Ansatz geht zurück auf John Hanning Speke (1827-1864), der in Afrika sogenannte „Hamiten“ zu identifizieren glaubte, die den Europäern ähnlich und dem Rest der Afrikaner überlegen seien. Die „natives“ der Afrikaner, die früher als homogene Masse gesehen worden waren, repräsentierten für ihn eine komplizierte Mischung aus verschiedenen Elementen; ein Ergebnis der Immigration zu verschiedenen Zeiten und von verschiedenen Teilen der Welt. Von Luschan, Race 1911, S. 19f.

341 Von Luschan, Race 1911, S. 20.

342 Ebd., S. 17.

343 Von Luschan, Völker, Rassen 1927, S. 36.

344 Von Luschan, Die anthropologische Stellung 1892, S. 106. (Nachwort).

345 Von Luschan, Offener Brief 1907. Unter „Cromagnon-Rasse“ verstand man altsteinzeitliche Menschen. Der Name „Cromagnon“ geht auf eine

„Rassen“ für ihn über das Konzept der „europäischen“ und der „weißen Rasse“, allerdings sei: „[...] es durchaus wahrscheinlich, daß unsere ‚alpine‘ Rasse wirklich mit der vorsemitischen Bevölkerung von Vorderasien zusammenhängt, und mehr und mehr wird man sich daran gewöhnen müssen, bei dem Studium der großen anthropologischen Probleme Europa nur als eine kleine Halbinsel von Asien zu betrachten.“³⁴⁶ Im folgenden Jahr bemerkte er zur Herkunft der „europäischen Rassen“: „A very interesting example of such mutation is found in the earliest known inhabitants of Western Asia. This is the land of those extremely narrow and higharched noses, we generally call Jewish or even Semitic.“³⁴⁷ Diese Nasen würden zu der „Pre-Semitic population“ gehören, die „Hittite or Armenoid“ genannt werde. Diese Gruppen wären nach Europa gewandert und so stamme von ihr die „alpine Rasse“ ab. Nur die Türken und Magyaren würden von einer späteren Einwanderung aus Nordasien abstammen.³⁴⁸ Entsprechend konstatierte er, dass Austauschprozesse für einen Kulturwandel verantwortlich seien. So habe sich beispielsweise in Europa eine moderne Zivilisation entwickelt, in Australien dagegen nicht, obwohl beide Bevölkerungsgruppen doch im paleolithischen Menschen einen gemeinsamen Vorfahren gehabt hätten.³⁴⁹ Die Erklärung dafür sei, dass Australien isoliert gewesen wäre, während es in Europa Austausch und Handel gegeben hätte.³⁵⁰ 1912 sah er die europäischen Völker durch verschiedene Typen gemischt, wobei die Annahme, dass langköpfige Schädel ein Zeichen für Hoch-, kurzschädelige Köpfe ein solches für Minderwertigkeit seien, nicht gelten könne. Aufgrund der kolonialen Situation seien jedoch mehr Erkenntnisse über die afrikanischen und ozeanischen Völker vorhanden, als über die europäischen.³⁵¹ Daher könne er der Feststellung von Rudolf Virchow, die Anthropologie der europäischen Bevölkerung sei geklärt, nicht zustimmen: „Nicht einmal diese bescheidene Hoffnung ist in Erfüllung gegangen.“³⁵² Allerdings relativierte er jetzt auch das Bedürfnis nach einer Bedeutung der Europäer: So sprach er stattdessen von einer einheitlichen Bevölkerung der Mittelmeerländer und davon, dass die Bronzetechnik in Ägypten sowie die Eisentechnik im tropischen Afrika erfunden worden wäre: „So

Höhle im südfranzösischen Vézéretal zurück, in der 1868 die ersten Skelettfunde eben dieser „Rasse“ gefunden worden waren. Als „Guanchen“ bezeichnete man die Ureinwohner der Kanarischen Inseln.

346 Von Luschan, Die gegenwärtigen Aufgaben 1910, S. 203.

347 Von Luschan, Race 1911, S. 17.

348 Ebd., S. 18.

349 Ebd., S. 17.

350 Ebd.

351 Von Luschan, Die Wichtigkeit 1912, S. 54.

352 Ebd., S. 53.

würden wir dann farbigen Afrikanern, sogenannten ‚Wilden‘, gerade die Technik verdanken, die unserem eisernen Zeitalter den Namen gegeben und unserer Kultur den Stempel aufgeprägt hat, wie sie denn auch in ihrer europäischen Entwicklung noch heute unseren Stolz und unseren Ruhm bedeutet.“³⁵³ Auch in einer seiner letzten Publikation wies er darauf hin, dass über Europa noch viele Fragen ungeklärt seien: Die Vielfalt der Sprachen ließe sich nicht mit dem „[...] somatischen Befund in Einklang bringen“. ³⁵⁴ Die vielen ungeklärten Fragen seien auch der Grund dafür, dass bisher noch kein europäischer Wissenschaftler eine Anthropologie Europas verfasst habe, nur ein Amerikaner, William Zebina Ripley (1867-1941) mit „Races of Europe“ von 1899.³⁵⁵ Dieser würde in Nordeuropa „große blonde und im Süden kleine brünette Langköpfe“ identifizieren; in Mitteleuropa sähe er zwei Formen der „Kurzköpfe“, schmale Gesichter mit schmalen Nasen sowie breite Gesichter mit kurzen, breiten Nasen.³⁵⁶ Damit nahm von Luschan an, dies ergebe: „[...] vier verschiedene Rassen, richtiger natürliche Gruppen, die gewöhnlich als nordeuropäische, mediterrane, alpine und slawische Typen bezeichnet werden.“³⁵⁷ Diese würden sich zwar somatisch voneinander unterscheiden, wären aber durch ein „sprachliches Band“, den „indoeuropäischen“ Kreis, stark miteinander verbunden: „Wir wissen leider noch immer nicht, wo eigentlich die gemeinsame indoeuropäische Ursprache entstanden ist, und doch viel weniger, welche Sprachen vorher in ihren einzelnen Verbreitungsgebieten gesprochen wurden. Aber wir wissen, dass auch in Europa so wenig wie irgendwo anders, Sprache und Rasse sich vollkommen decken [...]“³⁵⁸ Den Gedanken an eine „weiße“ homogene „Rasse“ gab er damit auf.

Von Luschans Positionen zu „Ariern“ und Juden

Auch zur Frage der definierbaren Existenz des „Ariens“, äußerte von Luschan sich zwiespältig. So unterstrich er 1910, dass man die Suche nach dem „arischen oder indogermanischen Urvolk“ „glücklicherweise“ aufgegeben hätte:

„Man hat allmählich einsehen gelernt, daß es ebenso richtig wäre, von einer kurz- oder langköpfigen Sprache zu reden, als wie von einem arischen oder indogermanischen Schädeltypus; hingegen interessieren wir uns jetzt mehr als

353 Ebd., S. 54.

354 Von Luschan, Völker, Rassen 1927, S. 322.

355 Ebd.

356 Ebd., S. 322f.

357 Ebd., S. 323.

358 Ebd., S. 325.

je für die wirkliche Heimat der arischen Ursprache, die uns mehr und mehr als ein Problem erscheint, das des Schweißes, des edlen wert ist. Daneben gewinnt die Vorstellung an Raum, daß nahe Beziehungen bestehen müssen zwischen den semitischen, den hamitischen und den indogermanischen Sprachen, diesen großen Sprachkreisen, denen zugleich die drei größten Kulturen unserer Erde entsprechen, die babylonische, die ägyptische und unsere moderne europäische.“³⁵⁹

Doch räumte er bereits 1911 und auch noch einmal in seiner letzten Veröffentlichung ein:

„Es kann hier sicher nicht meine Aufgabe sein, das arische Problem zu erörtern, und ich fühle mich völlig frei von den teutonischen und pangermanischen Aspirationen eines Gobineau oder Chamberlain – aber ich glaube doch unabdingt an die Existenz eines in sich geschlossenen Typus von Menschen mit langen Köpfen, blauen Augen und hellen Haaren und glaube nicht, dass diese Eigenschaften sich auch außerhalb der nordeuropäischen Menschheit noch an einer anderen Stelle ‚zufällig‘ zusammenfinden könnten.“³⁶⁰

Dennoch lehnte er zuletzt die Reden von „indoeuropäischen“ oder „arischen“ „Rassen“, die seit der Jahrhundertwende immer relevanter geworden wären,³⁶¹ ab: „[...] es ist sicher falsch, von einer indoeuropäischen Rasse zu sprechen, und gar von einer ‚arischen‘ Rasse zu reden, was gegenwärtig in weiten Kreisen wie eine Art Sport betrieben wird, ist völlig verkehrt.“³⁶² Entsprechend hielt er die Gegenüberstellung von Ariern und Juden für falsch und dumm:

„Besonders verfehlt ist schließlich die in den letzten Jahren in Mode gekommene Anwendung des Wortes ‚arisch‘ im Gegensatze zu ‚jüdisch‘; wir werden bald sehen, dass die heutigen Juden somatisch sehr viel mehr zu den alten Vorderasiaten als zu den Semiten gehören, und dass sie in diesem Sinne die allernächsten Verwandten der Armenier sind, also ausgesucht gerade derjenigen Leute, die eine im engsten Sinne des Wortes arische Sprache sprechen.“³⁶³

Dennoch themisierte von Luschan die Gruppe der Juden in zahlreichen Publikationen, wie beispielsweise 1892 in dem Beitrag über „Die anth-

359 Von Luschan, Die gegenwärtigen Aufgaben 1910, S. 203.

360 Von Luschan, Völker, Rassen 1927, S. 191. Dieser Abschnitt taucht in englischer Sprache bereits in seiner Schrift, Von Luschan, Early Inhabitants 1911, S. 229 auf.

361 Massin, From Virchow, S. 127ff.

362 Von Luschan, Völker, Rassen 1927, S. 325.

363 Ebd., S. 117f.

ropologische Stellung der Juden“³⁶⁴, 1894 in dem Aufsatz „Jews and Hittites“³⁶⁵, 1907 in dem Artikel „Offener Brief an Herrn Dr. Elias Auerbach“³⁶⁶ oder in dem Aufsatz von 1911 „Anthropological View of Race“³⁶⁷. Diese Tatsache und sein mehrmals geäußertes Bedürfnis, die Juden möglichst unvoreingenommen zu beurteilen, ist eine auffällige Eigenheit von von Luschans Publikationen. So stellt sich die Frage, ob die Juden für ihn, wie die „Minderwertigen“, eine weitere Gruppe darstellten, die als Teil des neuen „Anderen“ im „Selbst“ interpretiert werden könnte.

Auf der Jahresversammlung der Deutschen Anthropologischen Gesellschaft von 1892 hielt von Luschan eine vielbeachtete Rede über die „Rassenherkunft“ der Juden.³⁶⁸ Hierin ging er zunächst der Frage nach der angeblichen „Rassenreinheit der Juden“ nach; denn eine „Blutreinheit“ der Juden würde oft angenommen werden. Damit verwies von Luschan auf einen zeitgenössischen gesellschaftlichen Diskurs über die Konstruktion einer „jüdischen Rasse“, die auf Johann Friedrich Blumenbachs Klassifizierung der Menschheit zurückging.³⁶⁹ Daher sah es von Luschan als hilfreich: „[...] diesen Gegenstand auch einmal in einem grösseren Kreise zu beleuchten und dabei ernsthaft zu prüfen, in wie weit eigentlich die angebliche Rasseneinheit der Juden den anatomischen Thatsachen entspricht.“³⁷⁰ Denn: „Dass die Juden eine dem Blute nach völlig reine und unvermischte Rasse bilden, wäre bei den zahlreichen Mischungen, denen alle anderen Kulturvölker unterworfen waren, wundersam [...]“³⁷¹ Nach seinen anthropologischen Untersuchungen in Kleinasien, Palästina, Levante über die einzelnen „Rassenanteile“ im Judentum, bei denen er das Ziel verfolgt hätte, dessen Ursprung bis zur Prähistorie zurückzuverfolgen,³⁷² könne er nun nur die „brünetten, lang-

364 Von Luschan, Die anthropologische Stellung, S. 94-100. Auffällig sind in diesem Aufsatz die extrem langen Sätze.

365 Felix von Luschan, Jews and Hittites, in: Science 23 (1894), S. 21.

366 Von Luschan, Offener Brief 1907

367 Von Luschan, Race 1911.

368 Diese wurde dann in dem Aufsatz Felix von Luschan, Die anthropologische Stellung der Juden, in: Correspondenzblatt der deutschen Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte, Nr. 9-10 (1892), S. 94-100 veröffentlicht.

369 Dieser meinte neben der „jüdischen Rasse“ auch eine kaukasische, mongolische und äthiopische Rasse identifizieren zu können. Siehe dazu auch: Schäfer, Vermessen – gezeichnet – verlacht, S. 216; Veronika Liphardt, Biowissenschaftler mit jüdischem Hintergrund und die „Biologie der Juden“. Debatten, Identitäten und Institutionen (1900-1935), unveröffentlichte Diss. (erscheint 2008)

370 Von Luschan, Die anthropologische Stellung 1892, S. 94.

371 Ebd.

372 Ebd. und siehe dazu auch: Lösch, Rasse, S. 280.

köpfigen und schmalnasigen Araberbeduinen“ als „rassenreine Semiten“ anerkennen.³⁷³ Ein Vergleich mit altägyptischen Menschendarstellungen führe ihn zu der Annahme, dass bei dieser Gruppe die physische Erscheinung der „Ursemiten“ entsprechen würde. Im Hinblick auf die altägyptischen Dokumentationen und auf seine bisherigen Forschungen müsse er aber bei den Juden von völlig anderen Verhältnissen ausgehen. Schließlich wären sie oft kurzköpfig, blond oder besäßen „Mischformen“ bei den Haaren, Augen oder dem Kopfmaß.³⁷⁴ Daher würden sich die Juden grundlegend von dem „semitischen Rassentyp“ unterscheiden und es sei bei ihnen vielmehr von einer „Mischrasse“ auszugehen, bei der nichtsemitische Elemente eine große Rolle gespielt hätten.³⁷⁵ Auf der Grundlage seiner anthropometrischen Studien an Türken, Griechen und Armeniern sei eine physische Homogenität zwischen der kleinasiatischen Bevölkerung sowie Bevölkerungsteilen in Syrien und Palästina vorauszusetzen,³⁷⁶ denn ihnen sei eine ähnliche „Kurzköpfigkeit“ und ähnlich „große gebogene Nasen“ zu bescheinigen. In Rückgriff auf heithitische Reliefdarstellungen und Statuen, die einen ähnlichen Typus zeigten, sei dieses Phänomen damit zu erklären, dass die Hethiter die Urbevölkerung in Vorder- und Kleinasien im zweiten vorchristlichen Jahrtausend gewesen wären und diese die Vorfahren der Armenier seien, die wiederum eine große Ähnlichkeit mit den heutigen Juden aufweisen würden.³⁷⁷ Durch zwei Bevölkerungswellen seien in dieses Gebiet dann neue „Rassen-Elemente“ eingedrungen: um 1500 vor Christus wären „thrakische Horden“ oder auch „Amoriter“, die dem „nordischen Typ“ (groß, blond, langschädlig) entsprechen würden, eingewandert. Im 9. vorchristlichen Jahrhundert hätte sich die armenoide Bevölkerung mit einem „arabischen“ oder „semitischen“ „Rassentypus“ vermischt.³⁷⁸ So würde sich die „Mischrasse“ der Juden aus drei prähistorischen Völkern zusammensetzen: „arischen Amoritern“, wirklichen Semiten und Nachkommen der alten Hethiter, wobei er „[...] andere Beimengungen, wie sie im Lauf einer mehrtausendjährigen Diaspora ja immerhin möglich waren und sie auch vorgekommen sind, gar nicht in Betracht [...]“ gezogen hätte.³⁷⁹ – Obwohl von Luschan bei den Juden also von einer

373 Ebd. und siehe dazu auch: Annegret Kiefer, Das Problem einer „jüdischen Rasse“. Eine Diskussion zwischen Wissenschaft und Ideologie (1870-1930), Frankfurt a. M./New York/Paris 1991, S. 32.

374 Von Luschan, Die anthropologische Stellung 1892, S. 618.

375 Siehe dazu auch: Kiefer, Das Problem, S. 32.

376 Ebd., S. 32f.

377 Von Luschan, Die anthropologische Stellung, S. 629. Siehe dazu auch: Kiefer, Das Problem, S. 33.

378 Siehe dazu auch: Lösch, Rasse, S. 280.

379 Von Luschan, Die anthropologische Stellung 1892, S. 99.

„Mischarasse“ ausging, bei der nichtsemitische Elemente eine große Rolle gespielt hätten, führte er im gleichen Aufsatz noch aus, dass die von ihm darin publizierten Erkenntnisse zwar auf 60.000 Einzelmessungen basieren würden, er für seine Studie aber nur wenige jüdische Schädel hätte verwenden können, was ihn prompt eine Forderung an die jüdischen Gemeinden richten ließ:

„Judenschädel gehören in den Sammlungen zu den grössten Seltenheiten, so dass die kgl. Museen in Berlin deren nur drei verwahren und deren acht, die ich persönlich besitze, zu den kostbarsten Schätzen meiner Sammlung gehören, weshalb ich auch von dieser Stelle die Bitte an die jüdische Gemeinden richten möchte, ihre sonst so achtbare und nachahmenswerthe Pietät gegen Leichen und Friedhöfe ab und zu einmal zu Gunsten der Wissenschaft und der öffentlichen Sammlungen etwas zu modifizieren. Es erscheint mir diese Bitte um so gerechtfertigter, als Untersuchungen am Lebenden solche des Schädels nur unvollkommen ersetzen können und weil von den erwähnten 11 Berliner Schädeln nur einer aus Europa stammt, die zehn anderen aber aus der Levante.“³⁸⁰

Im Hinblick auf die ethischen Eigenschaften sah er 1892 allerdings keine Unterlegenheit der Semiten, wie dies Ernest Renan (1823-1892) einst mit der Formulierung „race inférieur“ getan hätte, denn die Juden hätten schon vor Homer epische Dichtung, Keilschrift etc. gehabt. So hätten sie eine hohe kulturhistorische Bedeutung auch für Europa,³⁸¹ und:

„Inzwischen aber erkennt in der Gegenwart der gebildete Europäer in seinem jüdischen Mitbürger nicht nur den lebenden Zeugen und Erben einer uralten und ehrwürdigen Kultur, sondern er achtet und schätzt und liebt ihn als seinen besten und treuesten Mitarbeiter und Streitgenossen im Kampfe um den Fortschritt und um die geistige Freiheit.“³⁸²

Entsprechend entwickelte er die Zukunftsvision,

„[...] dass die innige Blutmischung, die schon seit dem fernsten Alterthum zwischen Ariern, Semiten und Alarodiern stattfindet, wenn sie auch durch kurzsichtige und undankbare Gesinnung und durch brutale Instinkte zeitweise erschwert, verzögert und unterbrochen werden konnte, schliesslich dermaleinst doch zu einem völligen Ineinanderaufgehen und Verschmelzen dieser Rassen führen wird.“³⁸³

380 Ebd., S. 98.

381 Ebd., S. 99f.

382 Ebd., S. 100.

383 Ebd.

Diese Auffassungen von Luschans wurde um die Jahrhundertwende stark rezipiert; sein Ansatz der Bestimmung „eingekreuzter Elemente“, reiner „Rassetypen“ einer „Mischarasse“ anhand von physiognomischen Studien an Reliefs und Statuen, war dabei eine methodische Neuheit. Von Luschan ging dabei davon aus, dass durch eine solche Identifizierung der Verteilung physischer Merkmale in einer „gemischten Rasse“ die „reinen Rassetypen“ rekonstruierbar seien,³⁸⁴ was allgemein akzeptiert wurde, weil diese Praktik der Zurückverfolgung von Kulturkreisen entsprach.³⁸⁵ Auch Eugen Fischer bezog sich in seinen Arbeiten auf diesen Ansatz,³⁸⁶ griff in seiner Studie über die „Rehobother Bastards“ von 1913 darauf zurück, und unterstrich damit die Vision einer „rassischen Entmischung“ nationaler Bevölkerungen.³⁸⁷

1907 stellte von Luschan seine eigenen, bis dahin unveröffentlichten Forschungen an Juden heraus und wünschte sich weitere Arbeiten in dieser Richtung:

„In unseren großen Sammlungen finden sich mehr Schädel von den entlegenen Inselgruppen der Südsee und von den unbedeutendsten afrikanischen Negerstämmen, als von den Juden. Und doch sind die wenigen Judenschädel, die ich selbst in Händen gehabt und gesehen habe, so interessant und schön, dass ich in allem Ernste meine, die Juden müssten schon aus Nationalstolz danach trachten, möglichst große Serien, hunderte und tausende von ihren Schädeln in Museen zu deponieren, anstatt sie elend in der Erde vermodern zu lassen.“³⁸⁸

Nochmals betonte er, dass die physischen Unterschiede innerhalb der Gruppe der Juden so groß seien, dass keine rein semitische Abstammung für sie auszumachen sei.³⁸⁹ Erneut sprach er sich explizit gegen den existierenden Antisemitismus aus.³⁹⁰

Auch in den 1920er Jahren hielt er ein umfassendes Plädoyer gegen die Meinung, dass die Juden eine „reine Rasse“ seien – das zu seinen Lebzeiten allerdings nicht mehr veröffentlicht wurde. Auffällig sind die langen Sätze, die bei ihm ansonsten kaum zu finden sind, und als Hin-

384 Fuchs, Rasse, S. 151.

385 Ebd., S. 233.

386 Lösch, Rasse, S. 280f.

387 Fuchs, Rasse, S. 234.

388 Von Luschan, Offener Brief 1907, S. 365f. Siehe auch von Luschan, Völker, Rassen 1927, S. 348.

389 Von Luschan, Offener Brief 1907, S. 371f. Auch Smith weist darauf hin, dass es für von Luschan weder für „Arier“ noch für Juden einen genealogischen Ursprung gegeben hätte. Smith, W.E.B. Du Bois, S. 25.

390 Von Luschan, Offener Brief, 1907, S. 353.

weis auf seine hohe emotionale Beteiligung an dem Anliegen gedeutet werden könnten:

„Wenn wir unter den heute in aller Welt lebenden Juden extrem kurz- und hochköpfige und dann wieder Leute mit langen und niedrigen Schädeln finden, Blonde und Brünette, schlicht- und kraushaarige, Leute mit ganz kleinen und wieder andere mit mächtigen Hakennasen, mit turmförmig großen und geraden oder mit Nasen, die an das Profil eines Raubvogels erinnern, und wenn wir weiter sehen, wie bei Mischungen zwischen diesen so ganz und gar verschiedenen Typen immer wieder verhältnismäßig reinere und ursprüngliche Formen herauskristallisieren, von denen manche den allerfeinsten und denkbar vornehmsten geradezu ideal arabischen Eindruck machen, während andere den armenoiden Typus bis zur bösartigsten Karikatur übertreiben, und wie dann wieder die Nachkommen aus solchen Ehe überwiegend solchen, man möchte sagen indifferenten, kaum überhaupt als jüdisch zu erkennenden Typen ganz extreme Formen hervorgehen, und wenn man dann weiter noch feststellen muß, dass die spanischen und portugiesischen Sephardim vielfach spanisch-maurisches Blut in sich aufgenommen haben, und dass die Ostjuden, die Aschkenasim in noch ungleich weitergehendem Maße mit ungarischem, polnischem, russischem, aber vielfach auch mit sarmatischem, kirgischem, buriatischem usw. Blut durchsetzt sind, so bekommen wir erst eine richtige Vorstellung von der angeblichen Rassenreinheit der Juden und begreifen nicht, wie manchmal sonst ganz intelligente Leute von einer solchen reden konnten.“³⁹¹

In von Luschans letzter Publikation ging er nach wie vor von keiner „Rasseneinheit von Juden“ aus – wobei einige Juden selbst auf einer solchen bestehen würden.³⁹² Hierbei würde aber übersehen werden, dass Kulturen nur durch „Rassenmischung“ und Austausch entstehen könnten.³⁹³ Sodann wies er auf eine durchgeführte Vermessung von 1.220 Juden hin – wobei er es aber ablehnte, von einer homogenen Kopfform und einem homogenen Gesichtsausdruck dieser Gruppe auszugehen.³⁹⁴ Nochmals sprach er sich explizit gegen die Bewegungen des Antisemitismus und des Zionismus aus. Beide würden gegen eine Symbiose arbeiten und seien vermutlich unwesentlich. Entsprechend halte er die Be-

391 Felix von Luschan, *Die Kleinfunde von Sendschirli*, Berlin 1943. In der Fußnote dazu heißt es: „Überhaupt sollte niemand sich einbilden, die Juden zu kennen, der sie nicht in Sibirien oder wenigstens in New York kennengelernt hat und der sich nicht darüber klar ist, dass allein in einem einzigen Stadtteil von New York doppelt so viele Juden leben, wie im ganzen Deutschen Reich.“ Das Werk, das von Luschan vermutlich relativ wichtig war, blieb unvollendet.

392 Von Luschan, *Völker, Rassen* 1927, S. 341f.

393 Ebd., S. 342.

394 Ebd., S. 152f.

urteilung von jüdisch-christlichen „Mischehen“ höchstens für eine „Frage des Geschmacks“.³⁹⁵

Von Luschan, so lässt sich aus diesen Erläuterungen schließen, betonte immer wieder, dass für ihn Juden weder „interne Feinde“ noch eine einheitliche „Rasse“ seien. Damit stellte er sich explizit gegen zeitgenössische antisemitische Ressentiments. Warum er die Juden als Gruppe aber immer wieder zum Gegenstand seiner Forschungen machte, lässt sich nur vermuten: Vielleicht lag es in der Tatsache begründet, dass er selbst eventuell jüdischer Herkunft war, vielleicht fühlte er sich durch einen sich verbreitenden Antisemitismus zu diesen Stellungnahmen veranlasst. Offensichtlich ist aber, dass von Luschan damit prägenden Einfluss auf die virulente Debatte um die „Rasse“ der Juden nahm.³⁹⁶

Von Luschans Positionen zur Sozialanthropologie bzw. -hygiene

Während von Luschan zu Abgrenzungsmöglichkeiten zwischen „Natur-“ und „Kulturvölkern“ sowie zwischen verschiedenen „Rassen“ eine eher ambivalente und defensive Position einnahm, sah er die Möglichkeit der Unterscheidung zwischen den „Tüchtigen“ und den „Untüchtigen“ innerhalb eines Volkes oder einer „Rasse“ zunehmend nicht nur als dringend geboten, sondern auch, mit Hilfe der Sozialanthropologie, als relativ leicht herzustellen. Dabei argumentierte er auch für die Notwendigkeit einer Separierung der „Minderwertigen“ von den „Gesunden“.

So argumentierte er bereits 1902 für eine Reform des Strafrechts, denn es werde zwar das Verbrechen studiert, aber nicht der „Verbrecher“. Weder würde dieser die notwendige wissenschaftliche Aufmerksamkeit erhalten noch würde der Staat prophylaktische Maßnahmen zur Verhinderung von Straftaten in Auftrag geben: „Unsere Rechtspflege fängt eben erst an, sich mit diesen Fragen zu beschäftigen. [...] Die ‚bedingte Verurteilung‘ und die Möglichkeit, einen Säufer zu entmündigen, sind bedeutsame Anfänge einer wissenschaftlichen Sozialhygiene.“³⁹⁷ Allerdings könne man in den Kolonien auf die Defizite des heimischen Strafrechts reagieren:

„Um so schöner und dankbarer wird sich dann die Aufgabe unserer Kolonialverwaltung gestalten, aus sich selbst heraus und der langsam nachhinkenden Reform der heimischen Strafpflege vorauselend, die moralisch defest gewor-

395 Von Luschan, Völker, Rassen 1927, S. 353.

396 Siehe hierzu insbesondere: Veronika Lipphardt, Biowissenschaftler mit jüdischem Hintergrund und die „Biologie der Juden“. Debatten, Identitäten und Institutionen (1900-1935), (unv. Diss.)

397 Von Luschan, Ziele und Wege der Völkerkunde 1902, S. 167, Fußnote.

denen Individuen zu isolieren und so nicht nur deren eigene Fortpflanzung, sondern mit ihr auch die der sozialen Übel selbst unmöglich zu machen.“³⁹⁸

1910 unterstrich von Luschan die Bedeutung der sozialen Anthropologie für den Staat:

„Und doch hängt unsere Wehrkraft und mit ihr unsere nationale Sicherheit, ja, unsere nationale Existenz davon ab, ob wir geistig und körperlich fortschreiten oder zurück sinken, ob in der Masse des Volkes die Tüchtigen zunehmen oder die Untüchtigen. Dafür gibt es kein Universalmittel, aber jedes Mittel ist gut, das die Fruchtbarkeit der Tüchtigen erhöht und die der Untüchtigen einschränkt, und solche Mittel zu suchen und zu studieren, das gehört mit zu den Aufgaben der angewandten Anthropologie. Dazu müssen zunächst die Gesetze ermittelt werden, nach denen Abnormitäten – und das sind ja die Ursachen jedweder besonderen Tüchtigkeit oder Untüchtigkeit – vererbt werden. Und ebenso müssen die zur Zeit noch ganz dunkeln Zusammenhänge erforscht werden, die zwischen verschiedenartigen Abnormitäten zu bestehen scheinen, so z.B. zwischen Gicht und Neurosen, zwischen Alkoholismus und Verbrechen usw.“³⁹⁹

Vor allem die neuen Zweige der Anthropologie, die Biologie und Biometrie würden in diesen Fragen weiterhelfen.⁴⁰⁰ Als Begründung für diese Argumente verwies er auf das darwinistische Prinzip: „Im Kampf ums Dasein siegt, wenn es sich um Individuen handelt, der Stärkere, im Kampfe zwischen Stämmen und Städten siegen die besser organisierten, und im Kampfe zwischen Nationen, sowohl im wirklichen Krieg, wie im Handel und Verkehr, siegen die Gesünderen, diejenigen, die gesund sind an Körper und Geist.“⁴⁰¹ Entsprechend bedeute die Verminderung der Geburtenrate bei den höheren Schichten einen Verlust von „Kulturgut“: „[...] das Aussterben und Entarten der Gebildeten aus den höheren Schichten und ihr Ersatz aus den unteren und untersten, bedeuten also unter allen Umständen eine empfindliche Verzögerung auf dem Wege zu wirklicher höherer Gesittung.“⁴⁰² Hier offenbart sich ein evolutionistisches Grundkonzept bei von Luschan, nicht in Abgrenzung von Völkern zueinander, sondern innerhalb eines Volkes. Demnach würde die soziale Elite den Aufstieg eines Volkes garantieren, während den „unte-

398 Ebd., S. 167.

399 Von Luschan, Die gegenwärtigen Aufgaben 1910, S. 206f. Vor allem interessierte er sich für den Zusammenhang von Alkoholismus und Minderwertigkeit.

400 Ebd.

401 Ebd., S. 206.

402 Ebd., S. 208.

ren“ oder „untersten“ sozialen Schichten eine regressive Energie inhärent wäre. Wenn von Luschan daher für ein „weniger schädlich machen“ plädierte, spielte er sehr konkret mit sozialhygienischen Phantasien, was sich auch daran zeigte, wen er davor zu den „minderwertigen“ Menschen gezählt hatte: „Der Kranke, der Schwache, der Dumme, der Stumpfsinnige, der Trinker, der Lump, der Verbrecher, alle diese sind minderwertig, verglichen mit dem Gesunden, dem Kräftigeren, dem Intelligenten, dem Aufgeweckten, dem Nüchternen, dem Reinen, dem Manne, von dem man sagen kann: „Integer vitae, scelerisque purus.““⁴⁰³ „Minderwertige“ gab es für von Luschan in jeder „Rasse“. Sie repräsentierten eine Gefährdung der Nation und waren damit der „interne Feind“ bzw. die Neukonstruktion des „Anderen“ im „Selbst“. Für den Umgang mit diesen physiologisch „minderwertigen“ Menschen lieferte von Luschan eine Handlungsmaxime für den Staat gleich mit, indem er auf die Tierwelt verwies:

„Im Tierreich wird das Minderwertige in der Regel rasch ausgemerzt, nach dem Gesetz des „survival of the fittest“; das besorgen wir seit Jahrtausenden auch mit unseren Haustieren und Kulturpflanzen, und das besorgt auch der primitive Mensch, der die körperlich und geistig Minderwertigen bewußt oder unbewußt als unnütz oder gemeinschädlich ausmerzt. Ganz anders liegt die Sache bei den Kulturvölkern. Da sehen wir einen unaufhörlichen Konflikt zwischen der nationalen Pflicht und dem wirklichen oder eingebildeten Privatinteresse: Sentimentale Weichherzigkeit und falsche Humanität, krasser Egoismus, private Vorurteile und Klassenprivilegien, sie alle schützen jetzt gerade die Minderwertigen, und sie schützen sie um so mehr und um so nachhaltiger, je vorgesetzter die Kultur ist, und sie schützen sie immer auf Kosten gerade der Starken, der Gesunden und der Reinlichen!“⁴⁰⁴

In diesem Sinne sollten „rückfällige Verbrecher“ sowie physisch „Minderwertige“ keine Nachkommen zeugen dürfen: „Genau ebenso gedankenlos verfahren wir aber auch bei körperlich Minderwertigen, bei Tuberkulösen, Epileptikern, Syphilitischen, Geisteskranken, Säufern und Lumpen aller Art; sie heiraten und werden geheiratet, wenn sie nur genügend Geld haben!“⁴⁰⁵ Allerdings könne der Staat zur Zeit noch keine Eheverbote für „Verbrecher“ und „Minderwertige“ aussprechen, denn die bisherigen Kenntnisse der Vererbungsgesetze seien insgesamt noch zu gering,⁴⁰⁶ woraus er den Schluss zog: „So ist uns jetzt in der angewandten Anthropologie ein schier unermeßliches Arbeitsfeld erwachsen

403 Ebd., S. 206.

404 Ebd.

405 Ebd.

406 Ebd., S. 208.

und in den anthropologischen Laboratorien und Instituten wird man sich in Zukunft nicht mehr auf das Studium des toten Materials beschränken dürfen, sondern sich mit ganzer Kraft auf das Studium der Erblichkeitsfragen werfen müssen [...]“⁴⁰⁷

1912 betonte von Luschan noch einmal die Bedeutung der wissenschaftlichen Erfassung der psychischen und physischen Befindlichkeit der deutschen Bevölkerung und des Prozesses seiner „Entartung“:

„Wir müssen auf breiter Basis untersuchen, ob wir geistig und körperlich fortschreiten oder zurück sinken, und wir müssen feststellen, ob in der Masse des Volkes die Tüchtigen zunehmen oder die Untüchtigen. Sicher hat das mächtige Anschwellen unserer Bevölkerungszahlen in den letzten Dezennien nicht wenig dazu beigetragen, unsere Stellung als Weltmacht zu verbessern, aber schon jetzt zeigt uns die unbarmherzige Statistik, wie dieses Anschwellen zwar noch andauert, aber jetzt wesentlich auf einer geringeren Mortalität beruht, während die Geburtenzahl überall sinkt. Das elende Zweikindersystem ist längst nicht mehr auf Frankreich beschränkt [...]“⁴⁰⁸

Entsprechend forderte von Luschan möglichst viele und möglichst gesunde Kinder. Um diese Probleme insgesamt zu lösen, hielt er die Erstellung einer breit angelegten Statistik für notwendig. Die öffentlichen Behörden würden dieses Projekt zwar prinzipiell unterstützen. Allerdings fehle es an finanziellen Mitteln für die Umsetzung.⁴⁰⁹

1915 äußerte sich von Luschan erneut und noch rigider zum modernen Strafrecht: Dieses schützte seiner Meinung nach die Täter und nicht die Gesellschaft. Er forderte daher eine strenge Handhabung bei „Gewohnheitsverbrechern“, „Säufern“ etc.;⁴¹⁰ bei schweren Verbrechen sei auch die Todesstrafe legitim und notwendig;⁴¹¹ „Minderwertige“ sollten dagegen isoliert werden.

In seiner letzten Publikation ging er dann noch einen Schritt weiter:

„Nun ist zweifellos richtig und eigentlich von vornherein ganz selbstverständlich, dass ein vertrunkener Weißen, besonders wenn er nebenbei noch etwa Spieler, Morphinist und Luetiker ist, von einer farbigen Frau gleichen Kalibers keine Nachkommen erwarten darf, die ganz auf der Höhe unserer Kultur und Moral stehen. Es gibt leider nur allzu viele Verbindungen dieser Art, und ihre Früchte sind sicher sehr unerwünschte Mitbürger – aber es ist eine platte Al-

407 Ebd.

408 Von Luschan, Die Wichtigkeit 1912, S. 54f.

409 Ebd., S. 54.

410 Von Luschan, Neger 1915, S. 536.

411 Ebd., S. 531. Siehe dazu auch von Luschan, Völker, Rassen 1927, S. 375.

berheit, für den sozialen Wert solcher Mischlinge die anthropologische ‚Disparität‘ der Eltern verantwortlich zu machen.“⁴¹²

Stattdessen weist von Luschan auf die Tier- und Pflanzenzüchter hin:

„[...] von denen unsere Staatsmänner auch sonst so unendlich viel lernen könnten [...] Diese, A.d.V.] merzen alle Minusvarianten schonungslos aus. Der moderne Staat wäre in einer ähnlichen Lage; aber er will gar nicht daran denken, seine Schwerverbrecher wirksam zu isolieren, viel weniger als seine sonst moralisch minderwertigen Bürger, die Säufer und Spieler, die Morphinisten und Kokainschnupfer, die Diebe, Schieber und Hochstapler, die Perversen, die Epileptiker und das ganze Heer der arbeitsunfähigen (in Wahrheit kranken und pflegebedürftigen) Vagabunden; der Staat will in der Regel nicht einmal erfahren, wie antisozial diese Elemente sind und wie leicht es wäre, wenigstens die künftigen Geschlechter von ihnen zu befreien.“⁴¹³

– Denn: „[...] von der physiologischen Minderwertigkeit irgendwelcher Organismen wissen wir nachgerade, dass sie allein nur auf den schlechten Eigenschaften der Stammformen beruht – und diese müssen bekämpft werden.“⁴¹⁴

Für von Luschan waren Kriminalität, gewisse physische und psychische Krankheiten und selbst Charaktereigenschaften also vererbbar. Insofern waren Vererbungsmechanismen für ihn der Schlüssel für den Umgang mit sozialen Fragen.⁴¹⁵ Diese Feststellung erhält eine zusätzliche Brisanz, wenn man einbezieht, dass von Luschan im Allgemeinen die These vertrat, dass man nicht gegen eine „Rasse“, sondern nur gegen einzelne Individuen vorgehen könne,⁴¹⁶ es aber in diesem Punkt auch für ihn zu Vermischungen kommen konnte: So hatte er 1906 in seinem Südafrika-Reisebericht 43.000 Chinesen als „Minderwertige“ bezeichnet – die aus den „alleruntersten Schichten“ stammen würden und als Minenarbeiter nach Südafrika importiert worden wären. Dieser „Import“ werde sich rächen, so prophezeite er, denn die „guten und natürlichen Sitten der eingeborenen Bevölkerung“ würden bald durch das schlechte „Beispiel der lasterhaften und perversen Chinesen dauernd vergiftet werden“.⁴¹⁷ Für die Verhältnisse in den deutschen Kolonien hatte er bereits

412 Von Luschan, Völker, Rassen 1927, S. 58.

413 Ebd., S. 59.

414 Ebd.

415 Massin, From Virchow, S. 122.

416 Von Luschan, Neger 1915, S. 504.

417 Von Luschan, Bericht über eine Reise, 1906, S. 891f. Dieses Vorgehen beschäftigte ihn insbesondere: „.... weil man auch in den deutschen Schutzgebieten an die Einfuhr von Chinesen denkt und tatsächlich bereits in Samoa einen sehr traurigen und im höchsten Grade beklagens-

1902 aufgrund des Einflusses des „weißen Mannes“ eine negative Entwicklung prophezeit:⁴¹⁸ „Es unterliegt keinem Zweifel, dass sich unter der dauernden Wirkung dieser unheilvollen Einflüsse früher oder später auch in unseren Schutzgebieten dieselben sozial-anthropologischen Verhältnisse entwickeln werden, an denen wir in der Heimat kranken, zunächst der Pauperismus und das Verbrechen.“⁴¹⁹ – Positiv sah er allerdings, dass dort der Staat in anderer Form vorgehen könnte: „Aber dort kann ihnen leichter entgegengetreten werden als bei uns.“⁴²⁰

Trotz dieser relativ eindeutigen Aussagen sollte nicht übersehen werden, dass von Luschans Hinweise auf die (sozial)politische Bedeutung seiner Forschungen und der Anthropologie zwar einerseits sicher seinem Wissenschaftsverständnis und -interesse entsprochen haben, andererseits von ihm zumindest in Einzelfällen auch aus einem politischen Kalkül eingesetzt wurden. So betonte er z.B. in einem Brief an Thilenius von 1906:

„Sehr begierig bin ich auf die Fortschritte unserer Messungskommission. [...] Inzwischen habe ich den Eindruck, als ob in Abgeordnetenkreisen nicht viel Geneigtheit bestünde, die Sache materiell zu unterstützen, solange nur rein anthropologische oder anthropometrische Zwecke in den Vordergrund gestellt scheinen. So weit ich orientiert bin, würde das Geld nur bewilligt werden, wenn die sozialpolitische Wichtigkeit der ganzen Untersuchung energisch in den Vordergrund gerückt wird.“⁴²¹

werten Anfang mit einer solchen gemacht hat. Ich halte dieses Experiment für frevelhaft und bin überzeugt, dass es sich bitter rächen wird. Schon jetzt will niemand mehr dafür verantwortlich sein und der gegenwärtige Gouverneur von Samoa selbst hat meine Frage, wer eigentlich diese gottlose Idee zuerst gehabt hätte, nicht beantworten können oder wollen. Gerade in Samoa wäre es Pflicht der Kolonialverwaltung gewesen, die liebenswürdige und auch wissenschaftlich so unvergleichlich interessante Inselbevölkerung wie in einer ‚Schonung‘ möglichst unbefruchtet zu lassen und dafür zu sorgen, dass auch noch in künftigen Jahrhunderten wenigstens auf einer Inselgruppe der Südsee noch wirkliche Polynesier studiert werden könnten – statt dessen hat man, damit nur ja zwei oder drei Leute ihr Geld mit 4 anstatt mit 3 pCt. verzinsen können, auch dieses letzte Paradies Oceaniens mit einer Horde minderwertiger und verderbter Chinesen infiziert.“

418 Von Luschan, Ziele und Wege der Völkerkunde 1902, S. 165.

419 Ebd., S. 167.

420 Ebd.

421 VKM HH: D2.23. Brief von von Luschan an Thilenius vom 30. März 1906. Die Unterstreichung ist bereits im Originaltext erfolgt.

Das Konzept „Rasse“ bei Thilenius

Thilenius‘ „Rasse“-Begriff

Thilenius hielt die Beschäftigung der Völkerkundemuseen mit Vererbungs- und „Rassefragen“, die für ihn biologische Fragen waren, eindeutig für nötig: „Alle Kultur aber ist Leistung von Menschen, deren Gruppen durch Vererbung und Auslese bestimmt werden, körperlich und geistig. Daher kann das Museum nicht darauf verzichten, Anthropologie zu treiben, sich mit Rassenkunde und Genetik durch eigene Arbeit zu beschäftigen.“⁴²² Die „Rassenbiologie“ sei „[...] die Lehre von den Lebenserscheinungen, dem ‚Schicksal‘ ausgelesener Erbeigenschaftsgruppen. Diese Wissenschaft beschäftigt sich also damit, über die Art und Weise der Erblichkeit von Rasseneigenschaften (= ausgelesene Erbeigenschaften) und über die Vorgänge der Auslese (=Rassenbildung und Rassenumbildung) Aufschluß zu suchen.“⁴²³ Ziel der Rassenkunde sei es dabei nicht nur eine „Systematik der Rassen im zoologischen Sinne“, sondern „früher oder später zu ihrer Charakterologie“ fortzuschreiten.⁴²⁴

Thilenius befasste sich mehrfach mit Definitionsversuchen der Begriffe „Rassen“ bzw. „Rasse“ sowie „Rassenmerkmale“. So verfasste er zur Terminologie der „Menschenrassen“ einen Beitrag im 1920 publizierten „Koloniallexikon“ von Heinrich Schnee.⁴²⁵ Dabei hielt er deren Taxierung für besonders schwierig. Denn während es bei sprachlichen Forschungen nur ein „Merkmal“ zu untersuchen gelte, so:

„[...] begegnet die anthropologische Untersuchung der Schwierigkeit, daß in einer gegebenen Bevölkerung verschiedene Merkmale zu untersuchen sind und kaum jemals bei einem oder mehreren Individuen gleichzeitig in ausgeprägter Form vorkommen. Die statistische Beobachtung anthropologischer Merkmale (z.B. Kopfform, Gesichtsform, Haarbeschaffenheit, Haut- und Augenfarbe, Proportionen) ergibt in einer gegebenen Bevölkerung für jedes von ihnen Mittelwerte, aus deren Summe ein Idealtypus dieser Bevölkerung ermit-

422 Thilenius, Aufgaben 1928, S. 1.

423 Thilenius, Völkerkunde und Schule 1926, S. 27.

424 Thilenius, Völkerkunde und Museum 1928, S. 2.

425 Georg Thilenius, Menschenrassen, in: Heinrich Schnee (Hg.), Deutsches Koloniallexikon, Bd. 1-3, Leipzig 1920, S. 546. Thilenius verfasste hier auch Beiträge zu zahlreichen anderen Begriffen wie „Anthropologie“, „Anthropometrie“, „Mendelsche Regeln“ etc. Die Tatsache, dass Thilenius zur Definition dieser Begrifflichkeiten herangezogen wurde bzw. sich auch selbst zu deren Definition in der Lage sah, lässt auf den Status des „Experten“ schließen, den er in diesbezüglichen Fragen genoss.

telt werden kann; ergeben sich mehrere Typen, so ist die Bevölkerung nicht einheitlich, sondern gemischt.“⁴²⁶

Das einzelne Individuum komme dem herausgefundenen Typus nur mehr oder weniger nahe. Es besitze also eine gewisse Anzahl von gleichen Merkmalen,

„[...] in deren Verbindung sie sich von den Individuen einer anderen Bevölkerung unterscheiden. Eine solche Gruppe von Individuen, die durch gemeinsame, vererbbarre Merkmale verbunden sind, bildet eine Rasse. Je nachdem man weniger oder viele verschiedene Merkmale und Abstufungen des Einzelnen berücksichtigt, gelangt man zur Unterscheidung von Haupt- und Nebenrassen usw.“⁴²⁷

1926 führte ihn die Beschäftigung mit dem Prozess der „Auslese“ zu einer weiteren Definition für den Begriff „Rasse“: „Bisher bezeichnete man gewöhnlich diese Gruppen von Menschen mit gleichen Eigenschaften als Rassen. Es ist aber zweckmäßiger unter Rasse eine so ausgelesene (und deshalb für eine Menschengruppe mehr oder minder kennzeichnende) Summe von Erbeigenschaften zu verstehen.“⁴²⁸ Dabei beschrieb er die „Auslese“ als einen Schlüsselmechanismus für die Weiterentwicklung eines Volkes; eine „verhältnismäßige Häufung mehrerer Erbeigenschaften in einer bestimmten Bevölkerung“⁴²⁹ würde auf diesen Prozess hindeuten: „Unter Auslese versteht man dabei die Tatsache, daß sich die Träger irgendwelcher Erbeigenschaften stärker fortpflanzen als andere, mit den betr. Erbeigenschaften nicht ausgestattete Menschen.“⁴³⁰ Und: „Wo die Rassenkunde solche erbbedingten Merkmale bei ganzen Gruppen von Menschen gehäuft vorfindet und Gewißheit darüber erhält, daß es sich wirklich um erbbedingte, nicht nur um umweltbedingte Merkmale handelt, weiß sie, daß wirklich Rassenmerkmale vorliegen.“⁴³¹

In einem Brief vom 21. März 1921 von Thilenius an Fritz Krause, einem Mitarbeiter des Leipziger Museums für Völkerkunde (und dem späteren Direktor) betonte Thilenius die Veränderungsmöglichkeiten der „Rasse“ und des anthropologischen Typus: „Ich sehe heute die Rasse als Ergebnis biologischer Vorgänge und Bedingungen. Die Konstanz der Rasse im Sinne Kollmanns kann ich nicht mehr gelten lassen, sondern nur noch die Konstanz der Rassenmerkmale. Daraus folgt, dass der anth-

426 Ebd., S. 546f.

427 Ebd.

428 Thilenius, Völkerkunde und Schule 1926, S. 27.

429 Ebd.

430 Ebd.

431 Ebd., S. 27f.

ropologische Typus, den wir irgendwo vorfinden, nichts Festes ist [...]“⁴³²

1926 beschäftigte er sich mit der Beziehung von „Kultur“ zur „Rasse“. Diese sei ein Ergebnis der „erblichen Anlagen“ und eines Prozesses der Auslese:

„Beruht aber die Kultur auf menschlicher Tätigkeit, so beruht die Verschiedenheit der vielen im Laufe von Jahrzehntausenden geschaffenen Kulturen wesentlich auf den verschiedenen Anlagen der jeweiligen Kulturträger, also lebender Menschen. [...] Ein Teil der Verschiedenheit beruht auf Vererbung und Auslese der körperlichen und geistigen Merkmale, ein anderer auf äußeren Einflüssen, die das Individuum treffen, aber nicht erblich sind. Wichtig für die kulturellen Leistungen, die sich über Generationen erstrecken, sind vor allem die erblichen Anlagen und die Formen der Auslese, die in den einzelnen Gruppen der Menschen zur Häufung von erblichen Eigenschaften führen.“⁴³³

Entsprechend bestände die Möglichkeit, die „Rasse“ durch „Kulturwandel“ zu verändern, da jener die erbliche Konstitution beeinflussen würde:

„Er erfolgt von innen her, wenn einzelne Individuen das Herkommen brechen, etwa ein Häuptling eine Sitte einführt oder ein Künstler einen neuen Stil aufbringt, und diese Führer sind von einer besonderen erblich bedingten Wesensart. Der Kulturwandel tritt auch von außen her ein, wenn der Verkehr neue Güter ins Land bringt; dann hängt es von der geistigen Beanlagung ab, ob das Neue dauernd angenommen und mit dem Eignen verschmolzen oder schließlich abgelehnt wird [...] Endlich erfolgt der nachhaltigste Kulturwandel, wenn fremde Menschen einwandern, die ihre eigene Überlieferung mitbringen; sehr rasch ergeben sich dann Vermischungen, d. h. Änderungen der bisherigen erblichen Konstitution durch die Aufnahme fremder Erbanlagen.“⁴³⁴

Entsprechend sei die Homogenität körperlicher und geistiger Züge bei den „Primitiven“ in der Tatsache begründet, dass diese bis vor nicht langer Zeit ungestört gelebt hätten.⁴³⁵ Zwei Jahre später, 1928 schränkte er diese Feststellung aber wieder ein. So beschrieb er Homogenität jetzt als eine Übereinstimmung der Merkmale als Folge einer „Erbhäufung“, begründet in „Blutsverwandtschaft“ und „Auslese“, wobei diese Einheit zwar vor allem bei Gruppen zutreffen würde, die längere Zeit isoliert gelebt hätten, allerdings auch hier nicht absolut, sondern nur relativ. Bio-

432 VKM HH: D3.178.

433 Thilenius, Völkerkunde und Schule 1926, S. 10.

434 Ebd., S. 10f.

435 Ebd., S. 11.

logische Erwägungen würden der Annahme einer weitgehenden und durch lange Zeiten bestehenden Gleichartigkeit selbst des einzelnen ‚Naturvolks‘ widersprechen.⁴³⁶

„Die qualitativen Unterschiede der Menschen beruhen auf quantitativen Verschiedenheiten der gleichen Elemente. Den somatisch bestimmbaren Rassen, Konstitutionen, Familientypen usw. stehen psychisch die verschiedenen geistigen Strukturen gegenüber, die, gleich jenen auf Genotypen [Gesamtheit der Erbfaktoren eines Lebewesens, A.d.V.] begründet, vor allem als Mixvariationen zustande kommen. Infolge der Amphimixis [Vermischung der Erbanlagen bei der Befruchtung, A.d.V.] weichen die Angehörigen einer Generation von denen der vorhergehenden und der nachfolgenden ab, in geringerem Umfange bei Erbhäufung, in stärkerem bei Vermischung; auch etwa auftretende Idiovariationen [Genmutationen, A.d.V.] sind an die Generation gebunden [...]“⁴³⁷

Wie Thilenius es für schwierig hielt, den Begriff der „Rasse“ eindeutig zu definieren, so problematisch sah er dessen Konkretisierung. Entsprechend skeptisch und mit dem Hinweis, dass das verwendete Quellenmaterial noch mangelhaft sei, stellte er eine Kategorisierung der Menschheit durch Joseph Deniker in sechs Gruppen vor:⁴³⁸

„I. Wolliges Haar, breite Nase; gelbe Haut: Buschmänner; dunkle Haut: Negritos, Neger, Melanesier. – II. Gekräuseltes Haar; dunkle Haut: Äthiopier, Australier, Dravida; gelbweiße Haut: Assyrioden. – III. Gewelltes schwarzes und braunes Haar, schwarze Augen; hellbraune Haut: Indo-Afghanen; gelbweiße Haut: Semiten, Berber, Litorale Europäer, Iberoinsulane; dunkelweiße Haut: Westeuropäer, Adriatiker. – IV. Helles gewelltes oder straffes Haar, helle Augen; rötlich-weiße Haut: Nordeuropäer, Osteuropäer. – V. Dunkles straffes und gewelltes Haar, schwarze Augen; hellbraune Haut; Aino; gelbe Haut: Polynesier, Indonesier, Südamerikaner. – VI. Straffes Haar: Nord- und Zentralamerikaner, Patagonier, Eskimo, Lappen, Urgrier, Turkotataren, Mongolen.“⁴³⁹

Diese anhand von „Haut und Haar“ erstellte Ordnung von „beobachtbaren Typen“ hätte keine Bedeutung für die Ahnenforschung, auch wenn sie für das „Verständnis der Formen“ bedeutsam wäre. Diesem Ziel stünde aber die Tatsache entgegen, dass wie für alle Organismen auch für die Menschen die Regeln der „Variabilität, Vererbung, Anpassung

436 Thilenius, Museum und Völkerkunde 1928, S. 8.

437 Ebd. Manche Sätze sind im Originaltext kursiv gesetzt.

438 Siehe dazu: Joseph Deniker, *Les races et les peuples de la terre*, Paris 1900.

439 Thilenius, Menschenrassen 1920, S. 547.

usw.“ gelten würden und die graduellen Differenzen (Hautfarbe, Kopfform etc.) sich wandeln könnten.⁴⁴⁰ Entsprechend erschien ihm eine Grobeinteilung der Menschheit in drei physisch unterschiedliche Gruppen sinnvoller: „Historisch kann man indessen die körperlichen Eigenchaften des Menschen als primitive (aus der Urzeit ganz oder nur wenig verändert erhaltene), rudimentäre (Rückbildung) und progressive (auf weitere Vervollkommnung hinweisende) unterscheiden.“⁴⁴¹ In diesem Zusammenhang ging er dann auch auf die Systematisierung der „Rassen“ von Carl Heinrich Stratz (1858-1924) ein,⁴⁴² die dieser in Anlehnung an Gustav Fritsch erstellt hatte:

„I. Protomorphe (Ur-)Rassen: Australier, Papua und Koikoin, Amerikaner, Indonesier, Polynesier. II. Archimorphe (Haupt-)Rassen: Melanoderme (Neger); Xanthoderme (Mongoloiden), Leukoderme (Europäer, Westasiaten, Nordafrikaner). III. Metamorphe (Misch-Rassen: Xantholeukoderme (Indochinesen, Mikronesier, Melanoleukoderme (Sudanvölker).“⁴⁴³

Thilenius’ Positionen zu den Vererbungsgesetzen und zu den „Mischlingen“

Wie von Luschan war auch Thilenius ein Vertreter der Monogenese: „Die Völkerkunde dagegen sieht in der gesamten Menschheit eine Einheit und verfolgt ihre Entwicklung von den primitivsten bis zu den höchsten Zuständen der Kultur, ihre Methode ist die vergleichende, die sie auch auf außereuropäische Natur- und Kulturvölker ebenso ausdehnt wie auf unser eigenes Volk.“⁴⁴⁴

Die Vererbung lief auch für Thilenius nach den um 1900 wiederentdeckten Mendelschen Regeln,⁴⁴⁵ als deren wichtigste Resultate er die folgenden sah: „I. Kreuzt man Individuen zweier Stammrassen (P), so sind die ersten Nachkommen (F1-Bastarde) gleichartig.“ Erläuternd füg-

440 Ebd.

441 Ebd.

442 Carl Heinrich Stratz, *Naturgeschichte des Menschen*, Stuttgart 1908.

443 Thilenius, *Menschenrassen* 1920, S. 547. Er ergänzt dann noch: „Gegenüber diesen großen Gruppen, die (mit Ausnahme von III) als primäre Rassen angesehen werden dürfen, werden später vielleicht sekundäre und tertiäre Rassen unterschieden werden können, die im Sinne des Tier- oder Pflanzenzüchters die Lokalformen und durch physiologische Besonderheiten ausgezeichneten kleineren Gruppen innerhalb der großen Rassen begreifen.“

444 Thilenius, *Volkskunde* 1906, S. 14.

445 Siehe: Georg Thilenius, *Mischlinge*, in: Heinrich Schnee (Hg.), *Deutsches Koloniallexikon*, Bd. 1-3, Leipzig 1920, S. 565.

te er mit Verweis auf die Abbildungen hinzu, dass bei dieser Kreuzungskombination drei Möglichkeiten bestehen würden:

„[...] a) die F1-Bastarde stellen eine Zwischenform der beiden Stammrassen dar [...]; b) die F1-Bastarde sind einseitig [...], d.h. das Merkmal der einen Stammrasse verdeckt äußerlich das andere vollständig, das nicht zum Vorschein kommt; man bezeichnet daher das erstere als das ‚dominierende‘, das letztere als das ‚recessive‘ Merkmal [...]; c) die F1-Bastarde zeigen einen neuen d. h. bei keiner Stammform sichtbaren Charakter, speziell einen atavistischen [...]“⁴⁴⁶

Ein weiteres Ergebnis der „Mendelforschung“ sei, dass bei einer Paarung der „F1-Bastarde“ (deren Stammeltern sich nur durch ein „Merkmalspaar“ unterscheiden würden) untereinander, in der daraus entstehenden F2-Generation die Merkmale der „Stammrassen“ (P) in einem bestimmten Zahlenverhältnis wieder auftauchen würden, d. h., dass eine „Spaltung der in den F1-Bastarden verbundenen Anlagen“ stattfinden würde.⁴⁴⁷ Bei einer Paarung der Stammformen mit mehreren „Merkmalspaaren“ hingegen „[...] spalten sich die Merkmalspaare unabhängig voneinander, so daß die F2-Bastarde neue Kombinationen ergeben, die je nach der Dominanz der Merkmale in verschiedenen Zahlenverhältnissen erscheinen.“⁴⁴⁸ Außerdem habe man bei einer Paarung der „F1-

446 Thilenius, Menschenrassen 1920, S. 547.

447 Ebd.: „II. Paart man F1-Bastarde untereinander, so erscheinen bei ihren Nachkommen, den F2-Bastarden, die Merkmale der Stammrassen (P) einzeln wieder, und zwar sind sie in ganz bestimmten Zahlenverhältnissen auf die Individuen dieser Generation verteilt. Es findet also eine Spaltung der in den F1-Bastarden verbundenen Anlagen statt. Nimmt man an, es habe sich nur um ein einziges Merkmalspaar gehandelt, in dem sich die Individuen der Stammformen voneinander unterscheiden (etwa Schwarzfärbung und Weißfärbung), so werden die F2-Bastarde, in den unter 1 genannten Fällen folgende Zahlenverhältnisse aufweisen: a) je 25% weiß und schwarz, 50% Zwischenform (s. 3. Reihe von Abb. 1); b) 75% dominierende (schwarz), wovon 25% rein, 50% durch ‚Verdeckung‘ von weiß, 25% rezessive (weiß; s. 3. Reihe von Abb. 2); c) besondere Zahlenverhältnisse, da hier neben den stammelterlichen auch die neuen Merkmale auftreten. Setzt man die Inzucht in der dritten Generation fort, so ergibt sich, daß die reinen Nachkommen der 2. Generation nur Nachkommen ihresgleichen, also wiederum reine ergeben, während die Nachkommen der Zwischenformen ebenso in reine und Zwischenformen zerfallen wie in der 2. Generation. Dasselbe wiederholt sich in den nächsten Generationen.“

448 Thilenius, Menschenrassen 1920, S. 547: „Die gelbe ungebänderte Hainschnecke mit der roten einbänderigen gekreuzt ergibt als F1-Bastarde rote einbänderige Schalen, als F2-Bastarde treten im Verhältnis von

Bastarde“ mit einer der Stammformen (sofern diese sich in einem „Merkmalspaar“ differenzieren) festgestellt, dass die Nachkommen „aus je 50% der Stammform und dem F1-Bastard entsprechenden Individuen“ bestehen würden. Eine „grundlegende Bedeutung“ sah er dann vor allem in dem Beobachtungsergebnis, „[...] daß bei der Kreuzung von F1-Bastarden untereinander oder mit einer Stammform die Spaltung der Merkmale eintritt (s. Mischlinge). In welchem Umfange sie vorkommt, d.h. welche Organismen bei ihrer Kreuzung ‚mendeln‘, ist noch zu ermitteln.“ Doch er sah es als erwiesen an, „[...] daß mindestens ein großer Teil der erblichen Rassenmerkmale“ nach diesem Prinzip funktionieren würde. Durch „experimentelle Züchtung“ sowie durch die Erstellung von Statistiken müssten diese Phänomene erforscht werden: „Damit gewinnt die Frage eine besondere Bedeutung für die Beurteilung von Bastarden des Menschen, deren Verhalten rechnerisch ermittelt werden könnte, sofern durch Beobachtung festgestellt ist, ob bei einer bestimmten Kreuzung ein Merkmal dominant oder rezessiv ist.“⁴⁴⁹

Thilenius' hatte bereits in seinen Erläuterungen zu den Mendelschen Regeln im Koloniallexikon auf den ebenfalls von ihm verfassten Artikel zum Thema „Mischlinge“ hingewiesen. Auch zum Thema „der Vermischung von Rassen“ liegt also eine relativ ausführliche Stellungnahme von ihm vor. Demnach waren Mischlinge für ihn: „[...] die aus der Paarung von Individuen verschiedener Rassen hervorgehenden Nachkommen. Bei Tieren und Pflanzen ist die Benennung Bastard üblich, die früher das uneheliche, sozial tiefer stehende Kind bezeichnete und jetzt für eine Lokalform, die aus der Paarung von Weißen und Hottentotten entstandene ‚Nation der Bastards‘ (s.d.) gebräuchlich ist.“⁴⁵⁰ Seiner Definition der „Mischlinge“ folgte eine „anthropologische Beurteilung“ dieser Gruppe. Darin schickte er nochmals voraus, dass auch die „Vererbung beim Menschen nach den Mendelschen Regeln“ verlaufen würde:

„Anthropologisch sind die Nachkommen eines Norddeutschen (nordeuropäische Rasse) und einer Spanierin (südeuropäische Rasse) ebenso M. [Abkürzung für Mischlinge, A.d.V.] wie die Kinder von Deutschen und Japanern, Franzosen und Negern, Holländern und Hottentotten oder Chinesen und Sa-

9:3:3:1 rote gebänderte, rote ungebänderte, gelbe gebänderte, gelbe ungebänderte Schalen auf.“

- 449 Georg Thilenius, Mendelsche Regeln, in: Heinrich Schnee (Hg.), Deutsches Koloniallexikon, Bd. 1-3, Leipzig 1920, S. 544-546.
- 450 Thilenius, Mischlinge 1920, S. 565. Er setzt dann fort: „Der Terminologie des Tierzüchters ist die Bezeichnung Halbblut entlehnt, die jedoch das Verhältnis der ‚Blutmischung‘ nur dann wiedergibt, wenn man sich gegenwärtig hält, daß die Eltern außer den eignen auch die Eigenschaften ihrer Vorfahren auf die Nachkommen übertragen.“

moandardn usw. Sie vereinigen körperliche und geistige Eigenschaften beider Eltern.“⁴⁵¹

Die Analyse sei jedoch schwieriger:

„[...] wenn auf die Generation des M. (F1) eine zweite (F2) folgt, die aus der Paarung von M. und M. oder von M. und Stammform hervorging. Hier sind nicht nur M. zu erwarten, die dem M.-eltern ähneln, sondern neben neuen Kombinationen auch Individuen, die in bestimmten Merkmalen einer oder der anderen Stammform gleichen, da bei der Vererbung die in einem F1-Bastard verbundenen Eigenschaften sich in der folgenden Generation wieder trennen, so daß eine ‚Entmischung‘ (v. Luschan) eintritt.“⁴⁵²

Daran anknüpfend bemerkte Thilenius, dass schon von Luschan „[...] das Auftreten von guten, reinen, alten Hottentottentypen bei den Nachkommen von M.“ in der Kapkolonie festgestellt hätte, bevor Eugen Fischer die „Bastards von Rehoboth“ anthropologisch und genealogisch durchleuchtet hätte und damit „als erster wissenschaftlich einwandfreie systematische Beobachtungen geliefert“ hätte. Die wichtigsten Ergebnisse dieser Arbeit wären seiner Meinung nach die folgenden:

„Die Vererbung folgt denselben Regeln wie bei Tieren oder Pflanzen; die physische Leistungsfähigkeit (Widerstandskraft bei Anstrengungen, Hunger, Durst, Krankheiten) übersteigt eher die der Eltern als daß sie darunter bleibe; die Fruchtbarkeit ist nicht vermindert, doch steht dahin, ob das für alle Rassemischungen gilt; ein Vorherrschender mütterlicher oder väterlicher Rasse ist nicht nachweisbar, vielmehr stehen die Bastards durchaus in der Mitte zwischen Europäern und Hottentotten, und jede Rasse prägt dem Bastard die Merkmale auf, die sie als dominierende besitzt. Mittelformen sind die Bastards auch in psychischer Beziehung, insofern sie unter den Weißen, aber über den Hottentotten stehen.“⁴⁵³

Daraus resultierten für Thilenius vor allem drei Aspekte, nämlich, dass „Mischlinge“ erstens eine „Zwischenform“ repräsentierten, zweitens eine neue „Mischarasse“ durch Vererbung ausgeschlossen werden könnte und drittens eine „Spaltung der elterlichen Eigenschaften in den F2-Bastarden“ nach dem Prinzip der „Entmischung“ von von Luschan nachgewiesen sei. „Da hiermit die Gültigkeit von allgemeinen Regeln für den Menschen erwiesen ist, so gelten die Hauptsätze für alle M.“

451 Ebd.

452 Ebd.

453 Ebd.

überhaupt.“⁴⁵⁴ Allerdings gäbe es auch noch offene Fragen, die an „Mischlingen“ nachzuprüfen seien.

„Dahin gehört die Einwirkung der psychischen und sozialen Umwelt auf die M., die Merkmale der einen oder der anderen Elternrasse ausmerzen oder modifizieren kann, ferner die Frage ihrer Fruchtbarkeit. Bemerkenswert ist hier das Ergebnis der nordamerikanischen Statistik, nach der M. von Negern und Weißen eine geringere Fruchtbarkeit zu haben scheinen, weil die fast immer M. heiratenden Mischlingsfrauen weniger oder minder lebensfähige Kinder gebären (Fehlinger), während Fischer bei den ‚Bastards‘ eine Fruchtbarkeit von 7.7 Kindern für die einzelne Ehe fand.“⁴⁵⁵

Die Resultate der anthropologischen und genealogischen Erforschung würden sich insofern mit den Erfahrungen mit „Mischlingen“ decken, als man festgestellt hätte, dass „Mischlinge“ Positionen wie die eines Beamten, Kaufmanns, Landwirtes etc. ebenso gut ausfüllen würden wie „ein reiner Weißer“:

„Es sind in diesen Individuen eben die Spaltungen der Merkmale eingetreten, so daß sie in einer Anzahl von Eigenschaften ‚Weiße‘ sind. Allerdings sind diese M. entsprechend erzogen worden und haben durch den wichtigen Auslesemechanismus der Schule ihre Überlegenheit gegenüber anderen M. und den Ansprüchen der europäischen Zivilisation genügenden Fähigkeiten erweisen können. Es gibt demnach unter den M., zumal unter den Abkömmlingen von Weißen und M., Individuen, die den weißen Angehörigen bestimmter sozialer oder Berufsgruppen praktisch gleichwertig sind oder durch entsprechende Bildung werden können.“⁴⁵⁶

Eine allgemeingültige Beurteilung der „Mischlinge“ sei unmöglich, da die äußeren Umstände mitberücksichtigt werden müssten.⁴⁵⁷ Dementsprechend könnten sie den „Weißen“ gleichwertig oder gar überlegen sein.⁴⁵⁸ Auch die Bewertung von und der Umgang mit „Mischlingen“ sei

454 Ebd.

455 Ebd.

456 Ebd.

457 „Ein allgemeines Urteil ist daher über den ‚Mischling‘ überhaupt nicht möglich, selbst wenn man annehmen wollte, daß jeder Weiße unbedingt jedem Farbigen voransteht. Hinzu kommt, daß dieses Urteil die Umgebung des M. zu berücksichtigen hat, und verschieden ausfallen kann, je nachdem er in Europa oder den Kolonien seinen Beruf üben soll, in Siedlungsländern mit den Weißen in Wettbewerb tritt oder in einem Gebiete lebt, das den Weißen überhaupt oder gewissen Formen des Weißen eine dauernde Eingewöhnung nicht gestattet.“ Ebd.

458 Ebd.

sehr unterschiedlich. So töte man diese beispielsweise in Australien, während sie bei den „Bantunegern“ und in Polynesien anerkannt seien. „Wenig einheitlich ist auch das Verhalten der Weißen. In Frankreich und Holland z.B. und deren Kolonialgebieten steht dem farbigen M., der die Voraussetzungen erfüllt, der Wettbewerb mit dem Weißen frei, während in Nordamerika der Negermischling, gleich dem Neger selbst, überall Schranken findet.“⁴⁵⁹ Entsprechend identifizierte Thilenius dann insgesamt drei unterschiedliche Positionen:

„Wo sonst die Frage der M. aufgeworfen wird, stehen sich mehrere Ansichten gegenüber. Die eine von ihnen weigert dem M. grundsätzlich die Anerkennung und rechnet ihn zu den Eingeborenen, denkt dabei aber anscheinend nur an die erste, nicht an die folgende Generationen von einfachen oder abgeleiteten M., bei denen die ‚Entmischung‘ eintritt, und betrachtet vorwiegend den Abkömmling von Angehörigen eines weißen Kultur- und eines farbigen Naturvolkes. Eine andere will aus philanthropischen und verwandten Gründen wiederum grundsätzlich denselben M. möglichst auf die Stufe des Weißen heben. Eine dritte lehnt ein allgemeines Urteil über M. überhaupt ab, da jeder M. nach Abkunft, körperlicher und geistiger Konstitution von dem anderen verschieden ist; sie erwartet daher ein Urteil über die ‚Brauchbarkeit‘ nicht von allgemeinen Erwägungen, sondern von der Bewährung des einzelnen M., die vor allem in dessen Heimat entschieden werden muß. [...] Die wissenschaftliche Untersuchung stützt die letztere Ansicht, ergibt aber auch unzweifelhaft, daß die Schwierigkeiten der Beurteilung nicht allein bei dem Kinde eines Weißen und einer Farbigen liegen, sondern bei der Bewertung seiner Nachkommen, also bei der F2-Generation und den folgenden hervortreten, besonders wenn eine Aufkreuzung mit Weißen stattfindet und die Einwirkung der Umwelt sich bemerkbar macht. Streng genommen ist daher die M.sfrage praktisch eine kulturelle oder eine besondere Form der sozialen Frage.“⁴⁶⁰

Thilenius' Positionen zu „Europäischen Rassen“, „Ariern“, Juden sowie zur „Sozialanthropologie“

Bei Thilenius gab es die von von Luschan benutzten Bezeichnungen bzw. Forschungskategorien „Europäische Rasse“, „Arier“, Juden nicht. Auch der Begriff der „Sozialanthropologie“ und der in diesem Zusammenhang von von Luschan verwendete Ausdruck der „Entartung“ ist bei Thilenius nicht zu finden. Eine biologisch orientierte Anthropologie entsprach bei ihm dem Begriff der Rassenkunde, die wiederum bei von Lu-

459 Ebd.

460 Ebd., S. 565f.

schan keine Verwendung fand. Trotz unterschiedlicher Bezeichnung gab es also inhaltliche Überschneidungen.⁴⁶¹

Auffallend ist aber, dass bei Thilenius, im Gegensatz zu von Luschan, viel weniger eine politische Anwendbarkeit der Wissenschaft zu finden ist. Eine Kritik am Strafrecht, eine Anweisung an den staatlichen Umgang mit „Minderwertigen“ etc. wie sie bei von Luschan immer wieder Erwähnung findet, hat bei Thilenius lange keinerlei Entsprechung. Inwieweit seine Publikation „Völkerkunde und Schule“ von 1926 eine Veränderung darstellt, wird im Abschnitt 3.4 thematisiert werden.

2.4 Zwischenresümee

Es sollte deutlich geworden sein, dass beide Akteure ein interdisziplinäres Verständnis von den Wissenschaften hatten. Von Luschan und ab den 1920er Jahren auch verstärkt Thilenius ging es weniger um die methodische und inhaltliche Abgrenzung einer Disziplin als vielmehr um die Suche nach Antworten auf die „großen Fragen“, was der Mensch wäre, wo er herkomme, wie er lebe. Zur Beantwortung bedienten sie sich beide auch anderer Disziplinen. Während von Luschan in seiner Schaffenszeit neben völkerkundlichen zunehmend anthropologische Ansätze in Anspruch nahm, lässt sich diese Tendenz für Thilenius erst in den 1920er Jahren erkennen. Ab dieser Zeit interessierte sich Thilenius dann auch zunehmend für die Rassenkunde, die biologische Erklärungen anbot. Im Gegensatz zu Thilenius war für von Luschan die Wissenschaft nicht nur Selbstzweck, sondern noch bedeutender, wenn sie sich insbesondere in Bezug auf „soziale Fragen“ als „Dienerin des Staates“ zeigen konnte.

Sowohl von Luschan als auch Thilenius sprachen sich explizit gegen eine Festlegung auf eine theoretische Schule aus. Sie betrachteten eine solche als verfrüht. Trotzdem gingen beide grundsätzlich davon aus, dass sich die Welt in unterschiedliche Kulturen einteilen lasse, die jeweils nach bestimmten und identifizierbaren Regeln funktionierten, die in kultur- oder rassentheoretischen Ansätzen abbildbar seien. Eine Hierarchisierung und Bewertung der Völker, wie sie in der bipolaren Gegenüberstellung der „Natur-“ und „Kulturvölker“ angelegt war, lehnten sie in der Theorie ab. Allerdings definierte von Luschan in der Praxis Fremdkonstruktionen über das Konzept des „Europäers“. Eine negative Bewertung des „Anderen“ tauchte nur vereinzelt auf. Stärker noch als von Luschan bediente sich allerdings Thilenius der „Natur-“ und „Kulturvölker“-Konstruktion in der Praxis. Seine evolutionistische Haltung

461 Massin, From Virchow, S. 120.

offenbarte sich in dem Konzept der „Halbkulturvölker“, die er als Mittelstellung zwischen „Natur-“ und „Kulturvölkern“ sah. Mit dem Phänomen der „Europäisierung“ beschrieb er das Verhältnis dieser „Natur-“ und „Kulturvölkern“ zueinander, dabei konnte er dem durch die „Europäisierung“ hervorgerufenen Kulturwandel positive und negative Aspekte abgewinnen. Am Ende seiner Karriere sah er die Kontinuität einer Kultur durch die „erblichen Anlagen“ garantiert und dadurch die Auswirkungen der „Europäisierung“ relativiert. Darüber hinaus ist bei ihm insbesondere seine Konstruktion des „Primitiven“ bemerkenswert, der für ihn durch eine „primitive geistige Haltung“ definiert und auch innerhalb Europas zu finden war. Der „Primitive“ repräsentierte zwar nicht den „Feind der Nation“; dennoch war er das Gegenbild zu den „europäischen Kulturvölkern“. Dies war für Thilenius auch mit der Anlass, eine Europa-Abteilung im Museum einzurichten.

Darüber hinaus sollte deutlich geworden sein, dass das Konzept der „Rasse“ sich um die Jahrhundertwende in den verschiedensten gesellschaftlichen, politischen und wissenschaftlichen Kreisen und Diskursen etablierte, die miteinander verschrankt waren. Mit dem „Rasse“-Ansatz wurde ein Überlegenheitsgefühl, das sich schon in dem Konzept der „Natur-“ und „Kulturvölker“ gezeigt hatte, nun biologisch fundiert. „Rasse“ wurde zur neuen Ordnungskategorie, die auf den propagierten „Kulturverfall im Reich“ eine angemessene Antwort zu geben schien als das „Kultur-Konzept“. In der Völkerkunde und der Anthropologie erhielt das Konzept „Rasse“ durch Eugen Fischers „Rehobother Bastards“ neuen Auftrieb.

Für von Luschan war das Konzept „Rasse“ allerdings ungenau. Als einen sicheren Indikator für die Identifizierung von „Rassen“ sah er die Körpergröße. Seiner Meinung nach hätte es ursprünglich physisch homogene Gruppen mit einer einheitlichen Sprache gegeben, doch seien diese durch Wanderungen, Handel etc. nicht mehr existent. Analog seiner monogenetischen Haltung ging er von drei „Varietäten“ der Menschheit aus. Für ihn waren die Mendelschen Regeln auch auf die Menschheit anwendbar. „Physische Eigenschaften“ würden sich demnach immer wieder vererben und trotz „Rassenmischungen“ erhalten bleiben. Diesen Prozess, auf den sich auch Eugen Fischer in seiner Studie bezogen hatte, nannte er „Entmischung“. Die Vererbung „geistiger Eigenschaften“ vollzog sich seiner Meinung nach analog dem darwinistischen Prinzip. „Rassereinheit“ war für ihn allerdings kein Qualitätsmerkmal, denn in einer gewissen „Blutmischung“ sah er positive Effekte für eine Nation. Die „Mischlingsfrage“ bezeichnete er als noch ungeklärt, ein Zustand, der aufgrund der politischen Verhältnisse zu ändern sei. „Mischlinge“ sah er jedenfalls nicht per se als „minderwertig“. Zwar

ging er von einer „europäischen“ und „weißen“ „Rasse“ aus, allerdings sei diese noch nicht endgültig entschlüsselt. Der Annahme einer „arischen Rasse“ widersprach er allerdings und bezeichnete eine Gegenüberstellung mit der „jüdischen Rasse“ als „falsch“ und „dumm“. Juden sah er als Religionsgemeinschaft und nicht als eine homogene „Rasse“. Vielmehr ging er bei den Juden von einer „Mischarasse“ aus. Innerhalb einer „Rasse“ und eines Volkes meinte von Luschan allerdings „Minderwertige“ identifizieren zu können, die für ihn den „internen Feind der Nation“ repräsentierten. Dazu zählte er: Alkoholiker, Kranke, Schwache etc. Dabei sah er den Staat in der Pflicht, sich mit einer entsprechenden Gesetzgebung zu legitimieren um sich zumindest langfristig dieser Personen zu entledigen. Die Sozialanthropologie bzw. Rassenhygiene/ Eugenik sah er dabei als die den Staat in dieser Hinsicht unterstützende Wissenschaft.

Auch Thilenius war ein Anhänger der monogenetischen Position. Er sah es als dringend notwendig an, sich mit „Rasse“-Fragen auseinanderzusetzen. Ziel sei, eine „Systematik der Rassen“ sowie eine „Charakterologie“ zu erstellen. Die Taxierung der „Menschenrassen“ hielt er jedoch für schwierig. Anhand von Vermessungen von Kopf-, Gesichtsform, Haarbeschaffenheit, Haut- und Augenfarbe etc. ließen sich nur Mittelwerte ermitteln. Von einer „Rasse“ könne man sprechen, wenn gemeinsame vererbbares Merkmale vorliegen würden. Den Prozess der Auslese, unter dem er eine dominante Vererbung bestimmter Erbeigenschaften verstand, hielt er für einen Schlüsselmechanismus für die Weiterentwicklung eines Volkes. Unter „Rassemerkmalen“ verstand er sowohl augenfällige physische als auch psychische Merkmale, die in der Vererbung begründet lagen. Die Verschiedenheit der „Kulturen“ sah er in der Vererbung und Auslese von „Rassenmerkmalen“ und in „äußeren“, nicht-erbbedingten Einflüssen begründet. Die „erbliche Konstitution“ könne durch die Aufnahme „fremder Erbanlagen“ verändert, d.h. vermischt werden. Eine Theoretisierung der „Rassen“ hielt er für verfrüht. Thilenius ging von drei groben physischen Typen der Menschheit aus: primitiven, rudimentären und progressiven. Auch für Thilenius waren die Mendelschen Gesetze auf die Menschheit anwendbar. Als das wichtigste Ergebnis sah er in diesem Zusammenhang, dass bei einer Paarung von zwei „Stammrassen“ „Mischlinge“ entstehen würden. Bei einer Paarung von „Mischlingen“ untereinander ging er von einer „Entmischung“ nach von Luschan an den „Hottentotten“ hielt er wie dieser „Mischlinge“ für eine Art „Zwischenform“, die sich in der Nachfolgegeneration wieder „entmische“. Eine allgemeine Beurteilung der „Mischlinge“ sah er für verfrüht, doch bestehe durchaus das Potential,

dass diese den „Weißen“ gleichwertig seien. Der Umgang mit „Mischlingen“ sei weltweit sehr unterschiedlich. Seiner Ansicht nach sollte sich der Umgang an der „Brauchbarkeit“ und „Bewährung“ eines jeden „Mischlings“ orientieren. Wichtig sei aber auch die Prüfung der Nachfolgegenerationen der „Mischlinge“ – letztendlich war für ihn die „Mischlingsfrage“ eine spezifische Form der sozialen Frage.

Insgesamt ist bemerkenswert, dass von Luschans und Thilenius' Wissenschaftsverständnis sowie ihre kultur- und rassetheoretischen Ansätze und Theorien einen großen Definitionsrahmen besaßen. Oder anders formuliert: konkrete, eng geführte Theorien im Sinne ihres naturwissenschaftlichen Verständnisses stellten sie nicht auf. Ihre Annahmen bzw. ihre Hoffnungen, dass sich durch die Akkumulierung von Ethnographica und anthropologischen Daten eine Theorieableitung zwangsläufig ergebe, bewahrheitete sich zeitlebens nicht. Präzise Antworten auf die Frage des Woher-Wie-Warum? konnten sie daher nicht befriedigend beantworten. Zwar war man sich einig, dass die Erklärungsvariable der „Kultur“ die alleinige Deutungshoheit verloren hatte. Doch auch die neue Kategorie der „Rasse“ war nicht das Erklärungsmuster zur Strukturierung der Welt schlechthin. Auch hier blieben Fragen ungeklärt oder die vermeintlichen Antworten unkomplex. Der selbstgesteckte Anspruch ihrer Disziplinen blieb damit weiter unerfüllt. Der trotzdem zu konstatiertende Wandel im Hinblick auf die Forschungsgegenstände – von den Produkten der Kulturen hin zu den Körpern – verweist allerdings auf eine neue Unmittelbarkeit dieser Wissenschaften.